

Königliches Gymnasium zu Bromberg.
Ostern 1912.

Exegetisch-kritische Bemerkungen
zu einigen Gedichten des Horaz.

Von Professor Dr. Rudolf Methner.

Was können wir von Baden-
Powells Boy Scouts lernen?

Von Oberlehrer Dr. Georg Kopplow.



1912. Programm Nr. 229.

Posen 1912

Ostdeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt A.-G.

96r
45 (1912)

Landes- u. Stadt-Bibl.
Düsseldorf

44. g. 304

Exegetisch-kritische Bemerkungen

zu

einigen Gedichten des Horaz.

(Carm. I 7, Epist. I 11, Carm. I 28).

Von

Professor **Dr. Rudolf Methner.**



Posen 1912

Ostdeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt A.-G.

Experimentelle kulturelle Bemerkungen

Ungarische Medizinische Fakultät

1912

Dr. J. J. J.

1912

Trotz der gewaltigen Arbeit, die im Laufe der Zeiten auf die Erklärung der Gedichte des Horaz verwendet worden ist, begegnen uns doch unter seinen Gedichten einige, die noch immer keine befriedigende Erklärung gefunden haben, und zwar nicht sowohl wegen einzelner Stellen, die Schwierigkeiten bereiten, sondern in ihrem ganzen Aufbau.

Es sind dies besonders die beiden „Oden“ *Laudabunt alii* (I 7) und *Te maris et terrae* (I 28) und außerdem die elfte Epistel des ersten Buches *Quid tibi visa Chios*.

Wenn ich es nun wage, mit einem neuen Versuche hervorzutreten, so glaube ich zwar nicht, daß man sofort und allgemein meine Erklärung als zutreffend anerkennen werde, hoffe aber wenigstens, daß sie einige Anregungen bieten wird.

I. Carm. I 7 *Laudabunt alii*.

Alle bisherigen Erklärungen und Auslegungen sind nicht imstande gewesen, den klaffenden Riß zu beseitigen, der zwischen dem ersten Teile des Gedichtes (v. 1—14) und dem Reste besteht. Schon die Kritiker des zweiten Jahrhunderts haben zwei Gedichte daraus machen wollen, und eine Reihe von Handschriften läßt auch in der Tat mit v. 15 ein zweites Gedicht anfangen.

Nauck erklärt: „Keine der griechischen Städte nimmt es mit Tibur auf (1—14): und doch gedenkst du Tibur zu meiden. Was kommt überhaupt darauf an, an welchem Orte man weil? In der Natur folgt auf Regen Sonnenschein. Drum verscheuche auch du durch den Wein den Gram und die Beschwerden des Lebens (15—21). Auch Teucer wußte sich zu trösten: Mutig ging er seiner Bestimmung entgegen, und froh genoß er die vergönnte Stunde (21—32)“. Veranlaßt sei das Gedicht, so meint Nauck, wahrscheinlich dadurch, daß Munatius, durch unangenehme Erfahrungen höchlich verstimmt, unschlüssig war, ob er nach Tibur zurückkehren oder sich irgendwo in Griechenland niederlassen sollte.

An dieser Auslegung ist mehreres auszustellen. Zunächst gibt uns keine Stelle des Gedichtes einen Anhalt für die Annahme, daß Plancus Tibur „zu meiden gedachte“, im Gegenteil scheinen mir die Worte Tiburis *tui* nicht sowohl darauf hinzuweisen, daß, wie Porphyrio

meint, Tibur die Vaterstadt des Plancus sei, sondern vielmehr den Gedanken auszudrücken „dein geliebtes Tibur“. Aber selbst wenn die Voraussetzung, daß Plancus Tibur zu meiden gedachte, richtig wäre, so wäre damit doch kein logischer Zusammenhang zwischen dem ersten und dem zweiten Teile hergestellt. Denn — und das ist zweitens in Naucks Erklärung zu bemängeln — der erste Teil enthält nicht den — recht unbestimmten — Gedanken: „Keine der griechischen Städte nimmt es mit Tibur auf“, sondern spricht das ganz persönliche Empfinden des Dichters aus: „Mögen andre die griechischen Städte, wie Rhodus usw. preisen, auf mich hat keine von ihnen einen so tiefen Eindruck gemacht wie Tibur.“ Also würde Horaz sagen: „mir gefällt Tibur, wie keine der berühmten griechischen Städte, und doch gedenkst du Tibur zu meiden!“

Über den Zweck, den der Dichter mit diesem Liede verfolgt, äußert sich Nauck nicht in bestimmten Worten, doch geht aus seiner Bemerkung „und doch gedenkst du Tibur zu meiden“, die doch zweifellos einen Vorwurf enthält, hervor, daß Nauck meint, der Dichter wolle seinen Freund abhalten, sich irgendwo in Griechenland niederzulassen, und ihn bestimmen, nach Tibur zu kommen. Aber — und das ist der dritte Einwand — mit diesem Zwecke dürfte die Äußerung „was kommt überhaupt darauf an, an welchem Orte man weilt?“ in einem höchst bedenkliehen Widerspruch stehen.

Nach Kießling hat der Dichter einfach die Absicht, seinen Freund einzuladen, nach Tibur zu kommen: „darum komme auch du, Plancus, hierher und verscheuche alle Plagen des Lebens mit dem Becher.“ Hiermit scheint der Zusammenhang zwischen beiden Teilen aufs beste hergestellt zu sein: Mir gefällt Tibur, dir wird es auch gefallen, also komm her. Aber abgesehen davon, daß dieser logische Zusammenhang, wie Kießling selbst sagt, durch den Vergleich mit dem Winde, der die Wolken vom Himmel fegt, gänzlich aus den Fugen gegangen ist, wäre dieser Gedankenübergang nur dann richtig, wenn der Dichter wirklich die Absicht hätte, seinen Freund nach Tibur einzuladen. Aber eine solche Einladung spricht der Dichter nirgends aus, deutet sie auch mit keinem Worte an. Und er kann auch die Absicht einer solchen Einladung nicht haben, wenn er in demselben Satze, der diese Einladung enthalten soll, die Mahnung ausspricht, daß der Freund die Heiterkeit des Gemütes bewahren solle, gleichviel, ob er draußen in der Fremde weile oder in Tibur.

Außerdem ist sowohl gegen Nauck wie gegen Kießling zu bemerken, daß zu der Mahnung „kehre nach deiner Heimat Tibur zurück“ oder zu der bloßen Einladung „komm nach Tibur“ der Hinweis auf Teucer, der seine Heimat verlassen mußte und doch frohen Mutes blieb, nicht im mindesten paßt.

Rosenberg skizziert Inhalt und Zusammenhang folgendermaßen: „Kein Ort auf der Welt mir besser gefällt als Tibur. Dort will ich leben und singen (1—14). So solltest auch du die politischen Sorgen in behaglichem Leben vergessen. Verzweifeln solltest du so wenig als Teukros es tat (15—32). Der Adressat gehörte jedenfalls zu der Zeit, wo er das Gedicht erhielt, zu den Verstimmten und Verzweifelnden, wie der Dichter selbst.“

Damit legt Rosenberg gar manches in das Gedicht hinein, was nicht in ihm enthalten ist. Wo sagt der Dichter, daß er in Tibur leben und singen wolle? Wo sind die „politischen Sorgen“ angedeutet? Auch daß der Dichter zurzeit der Abfassung dieses Gedichtes sich in verzweifelter Stimmung befunden habe, läßt sich aus dem Inhalte nicht entnehmen. Im Gegenteil, der Dichter denkt wie der unverzagte Teucer, und in diesem Sinne spricht sich auch Rosenberg aus, indem er in seinem Buche „Die Lyrik des Horaz“ (S. 43) bemerkt: „Es sondern sich zwei Teile oder, wenn man die Rede des Teucer als ein Ganzes für sich rechnet, drei Teile dem Verstande aus, aber für das Gefühl klingt durch alle die Teile und gibt ihnen die richtige Stimmung der Gedanke: weilst du im adlerglänzenden Lager oder in Tiburs schattiger Au; wo du auch seiest, es läßt sich trinken, es läßt sich vergessen vergangenes Leid“. Damit bezeichnet er treffend die Stimmung, die in dem zweiten Teile (15—32) herrscht, Aber wie reimt sich damit der Gedanke des ersten Teiles?

Der phantasiereiche Verfasser des „Ästhetischen Kommentars zu den lyrischen Dichtungen des Horaz“, W. G e b h a r d i, versucht den Inhalt und Zusammenhang in folgender Weise darzustellen: „Alle jene herrlichen Orte Griechenlands haben ihre dichterischen Lobredner gefunden, und allen voran Athen . . . Mir geht nichts über die rauschenden Kaskaden unseres Anio, wo die Quellen springen, wo schattige Fruchtbäume den Wanderer zum Verweilen einladen. Dich, o Plancus, lockt die Ferne, die der Phantasie lockende Bilder vorspiegelt. Dort, wo du nicht bist, scheint dir das Glück zu lächeln. Es ist nur in dir selbst usw.“

In der Tat muß man sich diesen Plancus als einen unruhigen, mit sich und der Welt unzufriedenen Mann vorstellen. Und der Zusammenhang zwischen den beiden Teilen des Gedichtes läge dann, nach Gebhardis Auffassung, darin, daß der Dichter seinem Naturell, seinem Wesen das des Freundes gegenüberstellt, ähnlich wie Schiller in dem Gedichte „Übereinstimmung“ sein Wesen mit dem Goethes vergleicht. Aber während Schiller diesen Vergleich doch nur deshalb anstellt, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß sie beide dasselbe Ziel auf verschiedenen Wegen zu erreichen suchen, würde in dem Horazischen Gedichte durch jenen Vergleich lediglich die Verschiedenheit des Wesens festgestellt werden; du bist anders als ich; ich liebe die Heimat, dich lockt es in die Ferne. Und das allein kann doch nicht der Zweck sein, um dessentwillen Horaz dies Lied gedichtet und seinem Freunde gewidmet hat. Er muß ihm doch noch irgend etwas anderes haben sagen oder raten oder empfehlen wollen. Und das erkennt Gebhardi auch sehr wohl, indem er gegen Ende seiner Paraphrase sagt: „Nur in Tibur will er (Horaz) ewig leben. Alle die berühmten, sehenswürdigen Stätten stellt die schöne Gegend der Sabinerberge in den Schatten. O bleibe hier, so tönt es aus den schönen Versen zum Preise Tiburs heraus. Dann eine ernste Mahnung, in der Ferne mit festem, frohen Mut eine neue Heimat zu suchen, sonst kein Heil.“

Das ist wieder eine ganz andre Konstruierung des Zusammenhangs, als die er vorher gegeben hat, nämlich: Mir geht Tibur über

alles, als o¹) bleibe auch du hier. Aber daneben welcher Widerspruch! In demselben Atem fordert Horaz seinen Freund auf, in Tibur zu bleiben und sich eine neue Heimat zu suchen! Was diese letztere Aufforderung betrifft, so ist hier das gleiche zu bemerken, wie gegen die Erklärung Naucks: Kein einziges Wort des Gedichtes deutet darauf hin, daß Plancus die Absicht hatte, Tibur zu meiden und sich eine neue Heimat zu suchen. Denn der Hinweis auf Teucers Beispiel hat doch nur den Zweck, den Gedanken zu veranschaulichen, daß die Stimmung des Gemütes bei einem vernünftigen Menschen (*sapiens*, v. 17) unabhängig ist von dem Orte seines Aufenthaltes.

Gebhardi ist aber von der Richtigkeit seiner Auffassung so fest überzeugt, daß er dem Gedichte die Überschrift gegeben hat „Der Auswanderer!“ Noch ein anderer Widerspruch krasser Art tritt uns in Gebhardis Ausführungen entgegen. Er sagt, der Dichter schwelge in den Erinnerungen an die Schönheiten Griechenlands, die er mit seinen Augen geschaut. Gewiß müssen wir, wie wir den Dichter aus seinen Gedichten kennen lernen, annehmen, daß er mit Freude an seinem Aufenthalt in Griechenland sich erinnerte, aber wenn er ausdrücklich erklärt, daß keine jener schönen und ehrwürdigen Stätten solchen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie Tibur, so kann doch von einem Schwelgen in jenen Erinnerungen keine Rede sein.

Also auch die Erklärung und Auffassung Gebhardis stellt keinen befriedigenden Zusammenhang zwischen den beiden Teilen des Gedichtes her.

Eigenartig ist die Auffassung Ribbecks²). Zwar spricht auch er von einem „Abschiedsgedicht“, indem er im Hinblick auf die Schicksale und den Charakter des als Adressaten angenommenen Konsularen L. Munatius Plancus und wohl auch mit Rücksicht auf das vom Dichter herangezogene Beispiel Teucers annimmt, daß Plancus das Vaterland verlassen oder ihm fern bleiben wollte, erklärt aber den Zusammenhang folgendermaßen: „Statt ihm (dem Plancus) in der herkömmlichen Weise anderer Propemptika die berühmten Orte Griechenlands und Asiens, die der Reisende zu besuchen gedenkt, mit ihren Sehens- und Merkwürdigkeiten zu beschreiben, erklärt er, jene Mühe andern überlassend, daß ihm Tibur am liebsten von Allem sei, und begnügt sich mit dem Rat an den scheidenden, wo er auch weilen möge, dem Weine zuzusprechen, der alle Mühsal lindere, und nach dem Wahlspruch Teucers zu leben, für den Vaterland war, wo es gut sei . . . Gerade in die Mitte ist das Gelenk des Gedichtes gelegt, die beiden Hälften innerlich mit einander zu verbinden ist dem sinnigen Leser überlassen.“ Das Eigenartige liegt darin, daß Ribbeck *Laudabunt* nicht, wie die meisten oder wohl alle Erklärer, in dem Sinne eines konzessiven Imperativs faßt (= mögen andere jene Stätten preisen), sondern als wirkliches Futurum: es werden sich ja andre finden, die dir die Herrlichkeiten beschreiben, also brauche ich mich nicht damit zu bemühen. Aber diese Erklärung ist nicht aufrecht zu erhalten, sobald man die Worte *me neque tam patiens Lacedaemon nec tam Larisae*

1) Ähnlich ist die Erklärung von G. Regel in seiner Ausgabe vom Jahre 1839.

2) Geschichte der römischen Dichtung. II S. 145.

percussit campus opimae, quam domus Albunae resonantis et praeceps Anio dagegen hält. Denn damit will Horaz doch den persönlichen Eindruck angeben, den jene Orte auf sein Gemüt gemacht haben: diese Orte haben nicht den Eindruck auf mich gemacht, wie das liebliche Tibur. Also müssen auch die vorher genannten Stätten in diesen Zusammenhang mit Tibur gebracht werden: Mögen andre Rhodus usw. preisen, ich preise es nicht. Das wäre nun aber ein sonderbares Pro-pemptikon, wenn der Dichter dem scheidenden Freunde zuriefe: die Stätten, die du zu besuchen gedenkst, gefallen mir durchaus nicht. Ferner ist es doch nicht möglich, daß Horaz dem Freunde, der Tibur und Italien verlassen hat oder verlassen will und in der Fremde weilen will, den Rat gibt: wo du auch sein wirst, ob im Lager oder in Tibur, lindere mit Wein die Sorgen des Lebens. Und so ist auch für den „sinnigen Leser“ Ribbecks Erklärung gleichfalls nicht ausreichend, den Zusammenhang zwischen beiden Hälften zu finden.

Die Kluft bleibt trotz aller Erklärungsversuche bestehen. Und doch muß, wenn wir nicht dem Dichter den Vorwurf konfusen Denkens machen wollen, sich ein Zusammenhang finden lassen. Um diesen Zusammenhang zu finden, werden wir am besten tun, wenn wir von der zweiten Hälfte ausgehen, die, betrachtet man sie vorläufig als ein Ganzes, einen durchaus annehmbaren Sinn gibt.

Das Gedicht ist gerichtet an einen gewissen Plancus, also vielleicht oder auch wahrscheinlich an einen Römer aus der gens Munatia. Aber weshalb es gerade L. Munatius, der Konsul vom Jahre 42, sein soll, ist durch nichts begründet. Dieser Konsular hatte noch drei Brüder, also kann auch einer von diesen gemeint sein. Und schließlich kommt es hierauf gar nicht an, auch ein „Gelegenheitsgedicht“ muß aus sich selber erklärt werden. Jedenfalls befand sich der hier angeredete Plancus damals, als Horaz dies Gedicht schrieb, im Feldlager, (*te fulgentia signis castra tenent*) also in irgend einer Provinz, nicht in Italien selber, sei es als Tribun, oder als Quästor, oder in dem militärischen Gefolge eines römischen Feldherrn. Ferner ergibt sich aus den Worten *seu densa tenebit Tiburis umbra tui*, daß zu erwarten stand oder daß Plancus selber erwartete, demnächst in Tibur zu weilen, (vielleicht) seiner Heimat. Weiter erfahren wir, daß Plancus damals in recht verdrießlicher Stimmung war: ihn plagt die *tristitia* und er klagt über die *labores vitae*. Und der Dichter fordert nun seinen Freund auf, diese Mißstimmung zu überwinden, vernünftig (*sapiens*) zu sein, und empfiehlt ihm als probates Mittel den Wein. Ein probates Mittel: nicht nur Horaz hat es bewährt gefunden, sondern auch Teucer, ein klassischer Zeuge (*nunc vino pellite curas*; v. 31). Und diese freundschaftliche Mahnung leitet er mit dem höchst zutreffenden Vergleich ein: wie der Wind die Wolken verscheucht, so der Wein die Sorgen und alle Mühsal des Lebens, und wie der Himmel nicht immer finster und trübe ist, so soll auch das Menschenherz nicht immer trüben Gedanken nachhängen; weg mit den Grillen und Sorgen!

Wir können ferner wenigstens vermuten, worin die Mißstimmung des Freundes ihren Grund hatte. Denn wenn Horaz seiner Mahnung, die Grillen durch Wein zu verscheuchen, die Worte hinzufügt: es kommt dabei gar nicht darauf an, ob du im Feldlager bist oder in Tibur, so liegt die Vermutung nahe, daß Plancus hierin anderer Ansicht war als

der Dichter, daß Plancus seine Mißstimmung zurückführte und seine Unzufriedenheit begründete durch den Ort seines Aufenthaltes (*castra*) und die hierin zugleich angedeutete Tätigkeit oder Beschäftigung, und daß er glaubte, alles würde besser werden, wenn er erst heraus wäre aus dem Feldlager und wieder in seinem Tibur weilte, daß er sich also nach Tibur sehnte (*seu densa tenebit (Futur!) Tiburis umbra tui*).

Und so kann man sich diese zweite Hälfte des Gedichtes sehr wohl als eine Antwort vorstellen auf einen lamentablen Brief seines Freundes, der ihm geschrieben hat, daß er das Lagerleben und überhaupt das Leben in der Fremde satt hat, und sich heraussehnt nach der Heimat, nach dem lieblichen Tibur.

Dagegen die erste Hälfte des Gedichtes hat durchaus keinen Abschluß in sich selbst. Sie „zaubert uns eine Fülle von hellenischen Orten vor die Augen, von denen ein jeder uns die Erinnerung und die Sehnsucht weckt“¹⁾, um schließlich zu erklären, aber das ist alles nichts gegen Tibur, das mir den Sinn gefangen hat. Jeder römische Leser des Horaz mußte fragen: Nun ja, wozu sagst du uns, daß dir Tibur über alles geht? Ganz anders liegt die Sache mit dem ähnlich gebauten ersten Liede des ersten Buches. Auch hier sehen wir eine lange Aufzählung verschiedener Berufe und Passionen, aber wir sehen doch auch, welchen Zweck sie hat, sie dient nur als Folie für den Gedanken: Mir gefällt mein Beruf am besten, und daß ich ihn ungehindert ausüben kann, das habe ich Maecenas zu danken. Damit weist der Dichter auf den schon im Anfange (*et praesidium et dulce decus meum*) ausgesprochenen Zweck des Liedes hin, es ist ein Danklied.

Dagegen wäre in unserm Gedichte die Aufzählung der berühmten Stätten Griechenlands sinnlos, weil kein Zweck erkennbar wäre.

Wenn man also nicht annehmen will, daß die ersten 14 Verse der Torso eines Liedes seien und mit dem zweiten Teile gar nichts zu tun hätten, so bleibt, um einen Zusammenhang zwischen beiden Hälften herzustellen, nichts andres übrig, als anzunehmen, daß die ersten 14 Verse überhaupt nicht des Dichters Ansichten und Empfindungen wiedergeben. Ist es denn überhaupt denkbar, daß Horaz, der feine Kenner und Bewunderer des klassischen Griechentums, in dieser Weise sich geäußert haben sollte über Athen und Mytilene²⁾, die Stätte des äolischen Liedes: Alle diese Stätten haben auf mich nicht im entferntesten den Eindruck gemacht, wie das liebliche Tibur. Nein, Plancus ist es, der in diesen Versen seine Empfindung und Meinung ausdrückt. Um eine solche Annahme wahrscheinlich zu machen, bedarf es nur der Änderung eines einzigen Buchstabens: es ist v. 10 nicht *me* sondern *te* zu lesen. Und zwar schickt der Dichter seinem Mahn- und Trostsreiben an Plancus den wesentlichen Inhalt des „lamentablen Briefes“ voraus, den Plancus an Horaz geschrieben hat und den Horaz nunmehr beantwortet. „Mögen

¹⁾ Gebhardi a. a. O., S. 64.

²⁾ Denn selbstverständlich hat der hier Sprechende bei den Worten *me* . . . *percussit* nicht bloß die dort genannten Städte Lacedämon und Larissa im Sinne, sondern auch die vorher genannten.

andre, so sagst du, meinetwegen¹⁾ mit viel schönen Reden Rhodus preisen und Mytilene und Ephesos usw., ja manche sehen ihre einzige Aufgabe darin, die Stadt der Pallas poetisch zu verherrlichen, und die Verehrer der Juno mögen Argos und Mycenae besingen; auf dich aber, so schreibst du, haben weder diese Orte alle, noch Sparta und Thessaliens Fluren einen so tiefen Eindruck gemacht, wie die Grotte der Albaner und der raschfließende Anio.“ Und nun kommt nach einer kleinen durch das Asyndeton angedeuteten Pause die Antwort, die der Dichter auf diese beweglichen Klagen gibt.

Den wesentlichen Inhalt, so habe ich oben gesagt, des von Plancus geschriebenen Briefes gibt der Dichter in den ersten 14 Versen an. Hieraus und aus der Antwort des Dichters können wir auch zu erschließen versuchen, welches der Grund der *tristitia* des Plancus war und was ihn veranlaßte, seiner Mißstimmung Ausdruck zu geben. Plancus war, wie so viele Römer seiner Zeit von dem damals weit verbreiteten Gefühle der Unzufriedenheit befallen worden. Daß dieses Übel unter den Männern der römischen Gesellschaft weit verbreitet war, lehrt uns derselbe Horaz, indem er in so vielen Gedichten seine Freunde mahnt, diese Unzufriedenheit niederzukämpfen, vgl. Carm. I 9, II 3, II 10, II 16. Um sich von diesem Übel zu befreien, hatte Plancus ein Mittel angewandt, das damals (schon damals!) vielfach, aber nicht von Horaz, empfohlen wurde, er war auf Reisen gegangen. Dieses Mittel hatte auch einst dem Horaz selber, als er trübsinnige Anwandlungen hatte, sein Freund Septimius empfohlen (Carm. II 6), angewandt hatte es auch der Bullatius, an den die elfte Epistel des ersten Buches gerichtet; von ihm sagt G. T. A. Krüger: „Bullatius erscheint nach diesem Briefe als ein Mann, der durch eine gewisse Unruhe des Gemütes auf die Reise getrieben war, um das Glück, welches er zu Hause nicht hatte finden können, in der Ferne zu suchen.“ Daß Horaz von diesem Mittel nicht viel hielt, zeigen Äußerungen, wie *patriae quis exsul se quoque fugit?* (Carm. II 16, 19) und *caelum, non animum mutant qui trans mare currunt* (Epist. I 11, 27).

Also Plancus war zu diesem Zwecke auf Reisen gegangen, nach dem Land der Griechen, worunter ja auch Kleinasien zu verstehen ist, vielleicht im militärischen Gefolge (*cohors praetoria*) eines römischen Feldherrn. Der Anblick der schönen Natur und der Denkmäler der Kunst und vor allem die Fülle der Erinnerungen, die sich an so viele Stätten knüpfte, sollte sein Gemüt aufheitern, aber . . . er fand nicht, was er suchte; die trübe, weltenschmerzliche (*labores vitae*) Stimmung verließ ihn auch im Angesicht der schönen Gegenwart und der herrlichen Vergangenheit nicht, im Gegenteil, er fühlte sich noch angewidert durch die aufdringliche Art, mit der die Herren seiner Gesellschaft oder andre Römer, mit denen er zusammenkam, auf jene Herrlichkeiten hinwiesen oder sie gar in Versen priesen²⁾. Diesem seinem Ärger hatte er in seinem Briefe kräftigen Ausdruck gegeben, man vergleiche die Worte *sunt*

¹⁾ Über die Bedeutung des Futurs *laudabunt* = *laudent* s. Kießling z. d. St., vgl. auch Hom. Z 71 *ἔπειτα δὲ καὶ σπλήσσετε* = dann könnt ihr meinetwegen auch den Toten die Waffen nehmen.

²⁾ Von diesem *furor poeticus* seiner Landsleute spricht Horaz Epist. II 1, 110 *pueri patresque severi fronde comas vincti cenant et carmina dictant*.

quibus unum opus est (sie haben weiter nichts zu tun), das spöttische *carmine perpetuo* und *undique decerptam fronti praeponere olivam*, und hinzugefügt hatte er den sehnlichen Wunsch: ach wäre ich doch wieder in der Heimat¹⁾. Dieser Wunsch konnte aber, da er sich wohl irgendwie, wenn auch nur auf eine gewisse Zeit, gebunden hatte, nicht in Erfüllung gehen.

Man wird nun vielleicht den Einwand erheben, daß, zugegeben auch, die Änderung von *me* in *te* sei richtig. Horaz doch wohl ein *ais*, so sagst du, oder einen ähnlichen Ausdruck hinzugefügt haben würde, um die Verse 1—14 als Äußerungen des Adressaten kenntlich zu machen. Aber daß das nicht nötig ist, zeigt uns außer vielen Beispielen in Reden auch die Stelle Cic. fin. 1, 8, 26 *quid ei reliquisti, nisi te, quoquo modo loqueretur, intellegere, quid diceret? Aliena dixit in physicis, nec ea ipsa, quae tibi probarentur; si qua in iis corrigere voluit, deteriora fecit* = er hat, so sagst du oder hast du gesagt, die Ansichten andrer Philosophen ausgesprochen, und wo er etwas hat ändern wollen, hat er, so sagst du, es noch verschlechtert. Ferner vergleiche man Hor. Epist. I 14, 26, wo Horaz in den Worten *et tamen urges iam pridem non tacta ligonibus arva, bovemque disunctum curas et strictis frondibus explēs* Äußerungen und Klagen wiedergibt, die der von ihm angeredete Verwalter ihm gegenüber vorgebracht hatte, „dennoch hast du, wie du klagst, so schwere Arbeiten zu verrichten“ (Krüger). Auch Orelli erklärt so: *et tamen . . . nihilominus (ut tu indignabundus queri soles) graves labores suscipere debes*. Es liegt hier die — auch für die Erklärung der oratio obliqua so wichtige — Personenverschiebung²⁾ vor; aus 1. du sagst: ich racker mich ab, wird 2. du sagst, du rackerst dich ab, und mit nur gedachtem „du sagst“ einfach 3. du rackerst dich ab.

Auch der Einwand ist hinfällig, daß, was in einer Epistel angängig sei, nicht auch in einer „Ode“ statthaft sei. Denn unser Gedicht ist gar keine „Ode“, sondern eben ein „Brief“. Als „Brief“ faßt es auch Rosenberg auf³⁾. Und Plüß bemerkt (zu Carm. I 9): „Horazische Oden mit historisch römischen Namen haben öfters einen briefartigen Ton und Stil (namentlich in ihrer ersten Hälfte). Der Dichter stellt da noch unmittelbar die besondere Wirklichkeit in Dingen und Personen dar, redet als verständiger persönlicher Freund zum persönlichen Freunde; dann erhebt sich ihm aber allmählich die besondere Wirklichkeit zu einer allgemeinen, aus der Empfindung geschaffenen Welt, und darüber wird auch der besondere Freund eine ideale Gesamtheit von Mitempfindenden, der persönliche Freund und Briefschreiber Horaz wird der ideal empfindende Zuschauer des Lebens, der lyrische Dichter“.

Das trifft auch für unser Gedicht durchweg zu, nur sollte ich meinen, daß im „Ton und Stil“ doch ein Unterschied sich zeigt gegenüber

¹⁾ Zu dieser Sehnsucht des Planus nach seiner Heimat vgl. die Verse des Theognis (bei Bergk, S. 68, v. 783 ff): *ἦλθον μὲν γὰρ ἔγωγε καὶ εἰς Σικελίην ποτε γαῖαν, ἦλθον δ' Ἐθβοίης ἀμπελόεν πεδίον Σπάρτην τ' Ἐθρώτα δοναυτοτρόφον ἀγλαὸν ἄστυ . . . ἀλλ' οὐτις μοι τέρψις ἐπὶ φρένας ἦλθεν ἐκείνων. οὕτως οὐδὲν ἄρ' ἦν φίλτερον ἄλλο πάτρης.*

²⁾ Vgl. Methner, Geltungsbereich und Wesen der lateinischen *consecutio temporum*, in den Neuen Jahrbüchern 1906. II S. 150.

³⁾ a. a. S. 42.

der eigentlichen Epistel; unser Brief ist nicht im sermo pedestes geschrieben, sondern zeigt auch in der Sprache poetischen Schwung.

So glaube ich denn nachgewiesen zu haben, daß die Änderung von *me* in *te* genügt, um die Kluft, die sonst zwischen den beiden Teilen besteht, zu überbrücken und einen festen Zusammenhang herzustellen. Dieser Zusammenhang ist, kurz skizziert, folgender: „Du schreibst mir und klagst, daß alle die Schönheiten und Herrlichkeiten dort deine trübe Stimmung nicht haben verscheuchen können und daß du dich nach der Heimat zurücksehnst. Darauf antworte ich dir: Wie der Wind die trüben Wolken verscheucht, so sollst du deine trübe Stimmung durch Wein verscheuchen, und zwar gilt dieser freundschaftliche Rat nicht bloß für jetzt, wo du drüben weilst, sondern auch für die Zeit, wo du wieder hier sein wirst; ein *vir sapiens* soll sich in seiner Stimmung nicht beeinflussen lassen durch den Ort und die Umgebung, in der er sich befindet. Nimm dir ein Beispiel an Teucer.“

Aber wenn wir in der ersten Hälfte des Gedichtes Äußerungen des Angeredeten zu erblicken haben, ist die Änderung des *me* vielleicht gar nicht nötig. Wir brauchen die Verse 1—14 nur in Anführungszeichen zu setzen, und jedem Leser wird das Verhältnis zwischen den beiden Hälften klar sein. Und auch der römische Librarius muß ein solches Zeichen angewandt haben, dies beweist z. B. die 17. Epode, wo in den ersten 52 Versen der Dichter selbst spricht und dann unmittelbar, ohne jeden Übergang die Antwort der Canidia folgen läßt. Wenn es in dieser Epode dem Librarius möglich war, dem Leser durch ein Zeichen kenntlich zu machen, daß ein Teil des Gedichtes von dem Dichter dem Angeredeten in den Mund gelegt wird, so war es auch in einer „Ode“ möglich. Auch bei Properz finden sich solche unvermittelte Übergänge, z. B. III 18¹).

Also wird es wohl richtig sein, von der, wenn auch so geringfügigen, Änderung von *me* in *te* Abstand zu nehmen; die Anführungsstriche genügen vollkommen. Auch daran ist kein Anstoß zu nehmen, daß der Übergang von der Rede des einen zu der des andern mitten in eine „Strophe“ hineinfällt. Denn wenn auch der Zufall es will, daß mit einer Ausnahme in sämtlichen in den 4 Büchern der „Oden“ enthaltenen Gedichten die Zahl der Verse durch vier teilbar ist, so ist damit nicht bewiesen, daß Horaz auch die Lieder, die ein stichisches (I 1) oder distichisches Versmaß (wie u. a. unser Gedicht) aufweisen, in Strophen abgeteilt habe. Das hätte doch höchstens nur dann Sinn gehabt, wenn diese Gedichte alle zum Singen bestimmt gewesen wären. Das läßt sich vielleicht von dem Liede *Nunc est bibendum* und manchem andern annehmen, nicht aber von unserm Gedichte und von I 1 und vielen andern²). Und unter den Epoden findet sich ein in demselben Versmaß abgefaßtes Gedicht (XII), dessen Verszahl nicht durch 4 teilbar ist.

Außer der bisher behandelten Schwierigkeit, die den Zusammenhang der beiden Teile betrifft, macht auch sonst noch einiges dem Erklärer zu schaffen. Zwar ob in den Worten *sic tu sapiens finire memento*

¹) Damit ist ein Bedenken entkräftet, welches Kießling zu Epist. I 11,7 geltend macht.

²) Vgl. Th. Widmann, Die Römeroden des Horaz. Programm Canstatt 1908. S. 6 ff.

tristitiam vitaeque labores molli, Plance, mero das Wort *molli* als Adjektiv (zu *mero*) zu fassen ist oder als Imperativ von *mollire*, wird sich nicht mit Sicherheit entscheiden lassen. Orelli findet die letztere Erklärung sonderbar (*mire*), ich sollte aber meinen, daß man durch den Genuß der Gottesgabe des Weines wohl seiner trüben Stimmung, nicht aber des Lebens Mühen ein Ende machen kann, diese kann man eben nur „lindern“, vgl. Epod. XIII, 18 *illic omne malum vino cantuque levato*. Doch schließlich kommt nicht viel darauf an.

Schlimmer aber steht es mit der Stelle *plurimus in Junonis honorem aptum dicet equis Argos ditiesque Mycenae*. Daß *plurimus dicet* statt *plurimi dicent* gesagt sein sollte, ist ausgeschlossen. Man erklärt deshalb *plurimus* = *qui plurimus est* = wer eifrigst auf die Verherrlichung der Juno bedacht ist. Dann müßte es aber *in honore* heißen, außerdem aber ist es viel verlangt, in diesem *plurimus* einen determinativen Relativsatz zu erblicken. Daher hat Kammer¹⁾ vorgeschlagen, *pluribus* zu lesen = „für einen größeren Kreis wird der singen, der Argos und Mycene preist“. In dieser deutschen Umschreibung Kammers ist allerdings ein Subjekt zu *dicet* vorhanden, nicht aber im lateinischen Text, wo man vergeblich fragen würde: *quis dicet?*

Bei einem Versuche, die meiner Ansicht nach verderbte Stelle zu heilen, ist auch zu beachten, daß das Futurum *dicet* nach dem vorausgehenden *sunt quibus opus est* auffällt, und in mehreren Handschriften findet sich *dicit*. Auch ich glaube, daß *pluribus* zu lesen ist, aber in anderm Sinne, als Kammer es versteht, und außerdem *dicere* statt *dicet*, und der ganze Komplex *pluribus — Mycenae* ist eine Fortführung des vorausgehenden Satzes *sunt quibus unum opus est*, d. h. es ist bei *pluribus* zu ergänzen *pluribus unum opus est* = manche (denn *sunt qui* mit Indikativ ist nur ein anderer Ausdruck für den Begriff *nonnulli*) sehen ihre einzige Aufgabe darin, die Stadt der Pallas zu verherrlichen, noch größer ist die Zahl derer, die ihre einzige Aufgabe darin sehen, der Juno zu Ehren das rossenährende Argos und das goldreiche Mycene zu preisen.

Nachdem ich meine Gedanken über dieses Gedicht in der vorliegenden Form zum Abschluß gebracht hatte, kam mir das Werk von K. Staedler²⁾ zu Gesichte, aus welchem ich ersehe, daß ich mit meiner Ansicht, wonach die ersten 14 Verse dem Plancus zuzuweisen seien, nicht allein stehe. Er sagt — merkwürdigerweise in einer bloßen Anmerkung und ohne nähere Begründung — folgendes: „Der erste Teil des Gedichtes ist dem Plancus zu geben, als Zurückweisung derer, die ihn mit der Schönheit der von ihm zu besuchenden Länder trösten wollten; diesem stellt der zweite Teil den besseren Trostgrund des Dichters entgegen, der von der Unverzagtheit des gleichfalls schon älteren und nach langem Kriege wieder hinausziehenden Teucer hergenommen ist.“

So sehr es für mich eine gewisse Befriedigung und Beruhigung ist, zu sehen, daß unter den neueren Erklärern sich endlich einer

1) Monatschrift für höhere Schulen, 1906, Heft 11.

2) Horaz' sämtliche Gedichte im Sinne J. G. Herders erklärt. Berlin 1905.

gefunden hat, der gleichfalls die Unmöglichkeit erkannt hat, daß beide Teile des Gedichtes Gedanken des Horaz enthalten, so wenig kann ich seine sonstige Erklärung für zutreffend halten. Er will, wie bei den meisten andern Gedichten, ganz genau und bis auf alle Einzelheiten die Gelegenheit kennen, die den Dichter veranlaßt hat zu diesem Gedichte. Danach soll Horaz dieses Gedicht im Frühling 714 seinem Freunde, dem Konsularen L. Munatius Plancus, „kurz vor dessen Abreise nach Brundisium“ gewidmet haben, d. h. also, ehe Plancus nach Griechenland und Asien ging; es wäre also ein Abschiedslied. Diese Auffassung ist aber schon durch das *Tempus castra tenent* ausgeschlossen, es müßte unbedingt *tenebunt* heißen. Auch das *Tempus percussit* ist bei Staedlers Erklärung nicht gut möglich. Denn wenn es des Plancus Worte sind, die er in den Versen 1—14 vor seiner Abreise seinen Freunden zuruft, so könnte es doch nur *percutiet* heißen: mag man jene Stätten noch so sehr preisen, auf mich werden sie keinen Eindruck machen. Sodann ist auch die Voraussetzung ganz unwahrscheinlich, daß die Freunde den im fünfundvierzigsten Lebensjahre stehenden Konsularen hätten „trösten“ und den Unmut des Scheidenden hätten „beschwichtigen“ wollen durch den Hinweis auf die Schönheit jener Länder und Städte, von denen übrigens mehrere doch nur wegen ihrer historischen Bedeutung genannt werden. Auch widerspricht Staedler sich selber, wenn er in dem Abschnitt B seiner Erklärung den Plancus sagen läßt: „Laßt die Dichter immerhin Asiens und Griechenlands Schönheit preisen“; denn in der Anmerkung sind es doch die Freunde, die das tun.

Also, wenn die ersten 14 Verse als Äußerungen des Plancus anzusehen sind — und ich glaube diese Annahme als wahrscheinlich nachgewiesen zu haben — so stellen sie nicht mündliche Äußerungen des in der Abreise nach Griechenland begriffenen Plancus dar, sondern den Inhalt eines von dem schon in Griechenland weilenden (*tenent*) Plancus an seinen Freund in Rom geschriebenen Briefes über die Eindrücke, die die neue Umgebung auf ihn gemacht hat (*percussit*).

II. Epist. I 11 *Quid tibi visa Chios.*

Was Zweck und Inhalt betrifft, stellt sich dem Gedichte *Laudabunt alii* als Gegenstück zur Seite die 11. Epistel des ersten Buches. Auch dieser „Brief“ ist ein Mahn- und Trosts Schreiben, das Horaz an einen gleichfalls in der Ferne weilenden Freund richtet. Dieser Freund war, von der Krankheit der Zeit, Unruhe und Unzufriedenheit, ergriffen, auf Reisen gegangen, um in der Ferne, im schönen Kleinasien, Ruhe und Glück zu finden. Aber er scheint nicht gefunden zu haben, was er suchte, und scheint seinem Freunde Horaz in diesem Sinne geschrieben zu haben. Und Horaz will auch hier heilen und helfen, er hält ihm in seinem poetischen Antwortschreiben vor, wie töricht es sei, draußen zu suchen, was man daheim haben kann; denn von dem Ort unseres Aufenthaltes könne unser Lebensglück nicht abhängen; worauf es ankomme, sei, die Gunst des Augenblicks zu benutzen; lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da! Aber auch darin hat diese Epistel mit dem Liede *Laudabunt alii* eine Ähnlichkeit, daß es

der Erklärung eine ähnliche Schwierigkeit bietet, wie jenes. Nämlich die Verse

*Scis Lebedus quid sit: Gabiis desertior atque
Fidenis vicus; tamen illic vivere vellem
Oblitusque meorum obliviscendus et illis
Neptunum procul e terra spectare furem*

können unmöglich aus dem Sinne des Dichters gesprochen sein. Wie sollte jemand, der selber in einer so weltschmerzlichen Stimmung ist, einem andern in lehrhafter Weise einen Rat geben, wie er seine trübe Stimmung überwinden könne? Und ist es überhaupt wahrscheinlich, daß Horaz sich jemals in einer solchen Stimmung befunden habe? Gewiß, von Verstimmungen blieb auch er nicht verschont (vgl. Epist. I 14, 4 und besonders Epist. I 8, 3 ff., wo er in humoristischer Weise von einer solchen Verstimmung spricht), und er hat sich wohl auch einst in der Jugend mit Todesahnungen getragen (vgl. Carm. II, 6), aber eine solche desperate Stimmung im späteren Alter ist bei Horaz ausgeschlossen. Vergebens bemüht sich Orelli, (und mit ihm übereinstimmend Krüger) wenn er behauptet, Horaz habe in jenen Worten nur seine *constantia*, ἀταραξία, seinen *animum paucis contentum* gegenüberstellen wollen der Unruhe und Unzufriedenheit des Bullatius, und wenn er demgemäß übersetzt: „ich wollte, wenn es darauf ankäme, auch dort leben können“; *vellem* ist nicht dasselbe wie *possem*, und von dem Gedanken „wenn es darauf ankäme“ findet sich in den Worten des Horaz nicht die geringste Andeutung. Außerdem würde er, wenn er diesen Gedanken aussprechen wollte, doch nicht den Irrealis gesetzt haben. Auch Kießling wehrt sich vergebens gegen die Annahme, als habe Horaz jene Worte einem andern in den Mund gelegt; er sieht darin den Ausdruck einer bloßen „Verstimmung“, und zwar der Verstimmung, auf die wir aus dem Inhalte von Epist. I 7 zu schließen haben. In dieser Epistel spricht Horaz ganz offen und ehrlich dem Maecenas gegenüber aus, was ihn „verstimmt“ habe, und da sollen wir annehmen, daß er sich auch noch einem Dritten gegenüber — gewissermaßen hinterrücks — darüber geäußert habe?

Nein, Horaz legt jene Worte dem Adressaten in den Mund; es sind Worte, die dieser in einem Briefe an Horaz gebraucht; und darauf beziehen sich die nun folgenden Ausführungen des Dichters. Wie Kießling sagt, ist es Morgenstern gewesen, der (wo, weiß ich nicht) diese Ansicht ausgesprochen hat. Luc. Müller und Vollmer haben sich dieser Meinung angeschlossen und setzen die oben aufgeführten Verse in Anführungszeichen. Aber dabei ergibt sich ein Übelstand; mitten hinein in die Ausführungen des Dichters können Ansichten des Adressaten doch wohl kaum ohne einen vermittelnden Übergang gesetzt sein. Und dieser Übergang liegt in den Worten *scis Lebedus quid sit* vor, die also noch Worte des Horaz sind¹⁾. Sie sind so zu erklären, wie oben S. 10, nämlich: „du weißt genau, so sagst du (in deinem Briefe), was an Tenedos sei“; es liegt also Personenverschiebung vor für „du sagst: ich weiß genau“; im folgenden aber wird die Personen-

¹⁾ Es wäre auch befremdlich, wenn Bullatius es als selbstverständlich voraussetzte, daß Horaz Lebedus so genau kenne.

verschiebung fallen gelassen und es steht die Form der direkten Rede, also: du sagst, du weißt genau, was an Tenedos sei; „es ist zwar (so sagst du) ein ödes Nest, aber trotzdem bedauere) ich, daß ich hier nicht leben kann und, der Meinen vergessend und von ihnen vergessen, vom festen Lande aus fernhin auf das wild bewegte Meer schauen kann“. Damit drückt er in einem schönen Bilde den Gedanken aus: leider kann ich hier nicht mein Leben zubringen, wo ich ebenso unberührt wäre von der Unruhe des Lebens, wie der unberührt ist von der Unruhe des Meeres, der vom sichern Lande aus auf die wild bewegte See blickt. Und wenn er bedauert, daß er nicht in Lebedus leben kann, so muß man bedenken, daß er ebensowenig wie Plancus die Absicht gehabt hat „auszuwandern“, sondern er wollte eben nur eine längere Reise machen (*animi mutandi causa*, v. 27), von der er dann zu seiner Familie (v. 9) und zu seinen Geschäften zurückkehren mußte.

Betrachten wir nunmehr das ganze Gedicht in seinem Zusammenhange.

Der Dichter beginnt mit einer Reihe von Fragen (v. 1—5). „Welchen Eindruck hat Chios auf dich gemacht und das berühmte Lesbos und das nette Samos, und die Stadt des Croesus, und Kolophon und Smyrna? Hat der Eindruck den Ruf übertroffen oder ist er dahinter zurückgeblieben? Scheinen dir diese Orte nichts zu sein im Vergleich mit Rom oder möchtest du gern in einem von ihnen²⁾ leben?“ Indem Horaz diese Fragen an Bullatius richtet, erkennen wir, daß dieser in seinem Briefe an Horaz — wider Erwarten — nichts davon gesagt hat, welchen Eindruck alle diese schönen Gegenden auf ihn gemacht haben, sondern nur von dem reizlosen Lebedos gesprochen hat. Nur durch diese Annahme, daß Bullatius zum höchsten Erstaunen des Dichters jene Orte gar nicht erwähnt hat, erklären sich überhaupt erst jene Fragen. Sie hätten sonst gar keinen Sinn. Und nun kommt (v. 6) wieder eine Frage³⁾ oder ein Ausruf. „An Lebedos findest du Gefallen, du reise-müder Reisender!“ Nunmehr folgt die Begründung, die Bullatius in seinem Briefe gegeben (v. 7—10): „Du sagst: ich weiß ja, daß es öder ist als das öde Gabii, aber trotzdem wünschte ich, ich könnte hier mein Leben zubringen, weltvergessen und unberührt von den Stürmen des Lebens“.

Nach dieser Einleitung setzt Horaz mit dem Thema ein, es beginnt die freundschaftliche Belehrung (v. 10—16). „Dieser Wunsch oder dieses Bedauern ist töricht, oder wird jemand, der auf der Landstraße vom Regen durchnäßt in einer Herberge Unterkunft findet,

1) Daß sog. irrealer Wunschsätze keinen wirklichen Wunsch ausdrücken sondern das Bedauern, daß etwas nicht ist oder nicht sein kann, glaube ich nachgewiesen zu haben in meinem Aufsätze „Der sog. Irrealis der Gegenwart“ in den Neuen Jahrbüchern 1905 II S. 134 ff.

2) Denn mit den *urbes Attalicae* sind eben die vorher genannten, zur Provinz Asia, dem ehemaligen Reich des Attalus, gehörenden Städte gemeint.

3) Wahrscheinlich aber ist *at Lebedum* zu lesen. Denn die Doppelfrage ist mit den Worten *ex urbibus una* beendet; mißfallen dir diese Orte oder gefallen sie dir? Und der Sinn der Verse 1—5 ist: von allen diesen Orten sagst du kein Wort. Und nun heißt es: dagegen an Lebedus, das schreibst du, findest du Gefallen. Es würde also das Zurückgreifen auf den Inhalt des Briefes des Bullatius schon mit diesem Verse (v. 6) beginnen.

darum für immer dort leben wollen? Wird, wer durchgefroren in einem heißen Bade sich erquickt, dieses als des Glückes Inbegriff preisen? Wird, wer vom Sturm überfallen endlich den rettenden Hafen gewinnt, sein Schiff verkaufen und in diesem Hafen sein ganzes Leben zubringen wollen?“¹⁾ Der allgemeine Sinn dieser Ausführungen ist, daß man sich in seinem Urteil nicht von Stimmungen leiten lassen soll. Sondern (v. 17 bis 27): „Eines ist not, *incolumem esse*, d. h. wie der Scholiast bemerkt *integrum, sanae mentis hominem, constantem et quietum*. Ein solcher braucht, um das „Glück“ zu finden, nicht in die Ferne und die Fremde zu gehen. Wem das Schicksal (Fortuna, v. 20) es vergönnt, in Rom zu leben, der bleibe dort und genieße dankbar, was die Stunde ihm bietet, denn der „animus“ wird durch Veränderung des Aufenthaltes nicht verändert“²⁾. Und zum Schluß (v. 28—30) die wehmütige Betrachtung: „Doch wir jagen, wie die Wagenrenner, nach dem Glück, und dabei ruht es nur in uns.“

III. Carm. I 28. Te maris et terrae.

Die beiden bisher behandelten Gedichte waren an Reisende gerichtet, selber als Reisender tritt uns Horaz entgegen oder führt uns die Gedanken eines Reisenden vor in dem viel erörterten Carm. I 28. Auch dieses Gedicht bietet der Erklärung ungewohnte Schwierigkeiten, z. T. ähnlicher Art, wie I 7, indem es gleichfalls in zwei Hälften auseinander fällt. Aus v. 1 *te . . . Archyta* und v. 23 *tu nauta* ergibt sich, daß zwei verschiedene Personen angeredet werden, und deshalb nimmt man vielfach an, daß auch die redenden Personen verschieden sind, aber da erhebt sich die Frage, wer diese Personen seien, und die Antworten sind wieder sehr verschieden.

Kießling sieht in dem Gedichte einen Versuch des Dichters auf dem Gebiete des Epigramms; der erste Teil (v. 1—20) stelle ein Epigramm dar auf den Philosophen Archytas, „dessen Grabmal am Matinus Horaz bekannt war“, der Rest gebe die Aufschrift des Kenotaphs eines Schiffbrüchigen wieder, wie solche in der Anthologie in mannigfachen Variationen wiederkehren, aber umgeformt in die Bitte des Leichnams um Bestattung und dramatisch belebt durch die Einführung des zögernden Seefahrers. „Dadurch, daß wir uns den Leichnam, dessen *ψυχή* spricht, (nämlich die *ψυχή* des Schiffbrüchigen) unweit des Grabes des Archylas angespült vorstellen sollen (!), sind beide Teile durch die äußerliche Einheit des Lokals verknüpft, aber nicht organisch verschmolzen“. Damit gibt Kießling die innere Einheit des Gedichtes preis³⁾, auch scheint das erste der beiden „Epigramme“ etwas lang zu sein, (es gleicht eher einer Grabrede), ferner befremdet die Zusammenstellung (*me quoque*) des schiffbrüchigen Anonymus mit dem berühmten Archytas, auch die Hineinziehung des Tantalus

¹⁾ Mit den Worten *si te iactaverit, vendas* wird nicht Bullatius im besonderen gemeint, s. Krüger z. d. St. (= *siquem*).

²⁾ Dazu vgl. Carm. II 16, 18 f. *quid terras alio calentes sole mutamus patriae quis exsul se quoque fugit?*

³⁾ Vgl. darüber Hoppe, Ein Triobolon zur Erklärung der Gedichte des Horaz. Breslau. Programm 1908. S. VI f.

und des Tithonus in eine Grabinschrift auf den Philosophen Archytas wäre sonderbar. Andere sehen in dem Gedichte ein „Gespräch“ und zwar entweder zwischen der „Seele“ des am litus Matinum auf einer Seefahrt verunglückten Archytas und der „Seele“ eines andern Schiffbrüchigen, dessen Leiche gleichfalls dort ans Land gespült ist! Danach würde man sich also zwei „Seelen“ vorstellen müssen, die, weil sie keine Ruhe gefunden haben, am Strande „umgehen“ und sich unterhalten, also eine Spuk- und Gespenstergeschichte, wie Horaz sie wohl in satirischer Absicht vorführen kann (vgl. Sat. I 8), aber nicht in einem ernsthaft angelegten Gedichte. Oder, so meinen andre, es ist ein Gespräch zwischen einem am Grabmal des Archytas vorüberfahrenden Schiffer und der „Seele“ eines Schiffbrüchigen, dessen Gebeine dort am Grabmale des Archytas liegen und von dem vorüberfahrenden Schiffer erblickt werden.

Dies gibt Orelli in dem „Excursus“ als die Ansicht eines gelehrten Freundes von ihm an, doch scheint dieser nicht ein eigentliches Gespräch anzunehmen, denn er sagt, der „Anblick des Grabmals des Archytas und der Gebeine, die er dort von einem Schiffbrüchigen gesehen habe“, habe in dem vorüberfahrenden Dichter „folgende Konzeption“ erweckt. „Der Schiffer bricht, vom Verdeck aus des wohlbekannten Grabmals ansichtig geworden, in die (sic!) Klagen über die Vergänglichkeit alles dessen aus, was die Erde Großes kennt und Herrliches.“ Damit wird Inhalt und Charakter des ersten Teiles in zutreffender Weise bezeichnet. Aber nun geschieht das Merkwürdige, daß nicht etwa der angeredete Archytas, sondern ein — für uns ganz plötzlich auftauchendes — Wesen, nämlich die Seele eines neben dem Grabmal des Archytas liegenden Toten (oder vielmehr des Totengebeines jenes Schiffbrüchigen), sich „erhebt“ und jenem von seinem Schicksal erzählt (*me quoque*) und um den letzten Dienst fleht. An diese plötzlich auftauchende Seele, die ihre Existenz nur der Schwierigkeit verdankt, die die Worte *me quoque obruit unda* der Erklärung bieten, zu glauben heißt von unserer Phantasie viel verlangen¹⁾.

Gebhardi legt das ganze Gedicht dem Dichter selber in den Mund, indem er in Anlehnung an frühere Erklärer (s. den Excursus bei Orelli) ein *φάντασμα*, eine Vision des Dichters (daher die Überschrift „Gesicht des Reisenden“) annimmt. „Der Dichter (nach andern ist es ein *naufragus a poeta fictus*) liegt träumend am Rande des Schiffes, das dicht vorübersegelt an der Küste des Landes seiner Kindheit, wo am Gestade das Denkmal des Forschers steht . . . Es erwachen in dem durch die Umgebung erregten Gehirn trübe Gedanken vom Tode aller Kreatur, bis er sich in einer Vision selbst als toten Schiffbrüchigen sieht, der *ἄιστος ἄλυστος* auf dem nackten Meeresstrande liegt, ohne die letzten Ehren empfangen zu haben.“ Nun ist ja gewiß aus Carm. III 4, 28 zu schließen, daß Horaz einmal in Gefahr gewesen ist Schiffbruch zu erleiden, und auch die Einheit des Gedichtes wäre bei dieser Auffassung gerettet. Aber es ist doch wohl nicht wahrscheinlich, daß Horaz ein solch düsteres *φάντασμα*, wenn er es einmal gehabt, nun auch in Verse zu bringen sich entschlossen haben sollte, und wenn er es getan hätte, hätte er sich doch wohl deutlicher ausdrücken müssen,

¹⁾ Diese Erklärung des Freundes Orellis billigt auch Hoppe, a. a. O., S. X.

denn aus den Worten *me quoque obruit unda* konnte auch der römische Leser unmöglich erkennen, daß es sich um eine Vision handelte.

Außerdem würde es auch hier befremden, daß der Dichter Horaz sich neben den Forscher Archytas stellt (*me quoque*); und wenn er schon sich als Leiche am Strande liegend denkt, warum ruft er denn gerade einen Seefahrer an, daß er ihn mit Erde bedecken soll? An den Strand kommen doch viel eher Leute vom Lande her.

Auch Rosenberg legt das ganze Gedicht einer einzigen Person in den Mund, also wohl dem Dichter, doch erklärt er die Worte *me quoque obruit unda* anders, nämlich: „auch ich habe die Nähe des Todes gespürt“¹). Aber das heißt doch den Worten Gewalt antun. Außerdem, wer die Nähe des Todes nur gespürt hat, wird sich doch nicht Sorge um seine Bestattung machen. Was den Zusammenhang der Gedanken betrifft, so meint er, daß „zwei Gedanken: 1. die Verhöhnung des Unsterblichkeitsgedankens und 2. die Forderung, durch eine Handvoll Sand die Seelenruhe dem Toten (NB. welchem Toten?) wiederzugeben in der Ortsangabe (Tarent) verbunden sind.“ Sollte Horaz wirklich den Unsterblichkeitsglauben verhöhnen wollen? Und würde in diesem Falle die Sorge um die Bestattung nicht recht töricht sein?

Auf diesen Widerspruch weist auch G. Sorof²) hin, der im übrigen im ersten Teil gleichfalls eine Bekämpfung, z. T. Verspottung³) der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sieht, und er kommt zu dem Schluß, daß das Gedicht „wohl kaum als eine organische Einheit verstanden werden kann“.

Also alle Versuche⁴), die organische Einheit des Gedichtes zu konstruieren, leiden an mehr oder weniger erheblichen Unwahrscheinlichkeiten und „Unstimmigkeiten“. Und so dürfte es als ein kühnes und von vornherein aussichtsloses Unternehmen erscheinen, noch einen Versuch zu wagen. Aber sei er gewagt. Doch ist dabei eine Voraussetzung notwendig, nämlich daß Archytas auf einer Meerfahrt ertrunken sei und daß in der Nähe der Unglücksstelle ihm am Strande (*litus Matinum*) ein *νενοτάριον* errichtet worden sei. Freilich ist uns anderweit von einem solchen Ende des Archytas nichts überliefert, aber erstens wird uns auch nichts anderes über seinen Tod berichtet und zweitens muß man aus dem Horazischen Gedichte entnehmen, daß der Dichter wenigstens von einem solchen Ende des berühmten Philosophen gehört

1) Ähnlich schon G. Regel.

2) Bemerkungen zu Horaz. Programm Wandsbek 1906, S. 6 f.

3) Eine solche Verspottung jener Lehre kann man vielleicht annehmen Epod. XV 21 *Pythagorae arcana renati*, aber man bedenke dabei den verschiedenen Charakter beider Gedichte.

4) Auf Staedlers gleichfalls erst nachträglich mir bekannt gewordene Erklärung näher einzugehen, darf ich wohl unterlassen. Er geht äußerst radikal vor. Er sieht in dem Gedichte ein regelrechtes Zwiegespräch zwischen der „Seele“ des Archytas, die den an das Land gespülten Leichnam des im Schiffbruch umgekomenen Forschers „ängstlich (!) umflattert und über das allgemeine Menschenlos des Sterbens wehklagt“, und dem Schiffer, und stellt, um das „Gespräch“ konstruieren zu können, die Verse des Gedichtes in folgender Weise um: I v. 17–36, Worte des Archytas; II v. 1–6, Worte des Schiffers; III v. 7–16, Worte des Archytas. Außerdem ändert er v. 21 *me* in *te*.

hatte, daß, wenn es eine Sage war, sie damals weit verbreitet war¹). Und die Worte *pulveris exigui parva munera* können sehr wohl auf ein *κενοτάφιον* gehen, denn das ist wahrlich eine kleine, ja die kleinste „Gabe“, die einem, dessen Leiche nicht bestattet werden kann, zuteil werden kann, vgl. das Epigramm des Simmias bei Bergk S. 113 *τύμβος ἔχει καὶ γῆς ὀλίγον μέρος*. Und daß solche Kenotaphien mit entsprechender Aufschrift bei den Griechen üblich waren, ist bekannt.

Nehmen wir nun mit dem Freunde Orellis, mit Gebhardi und andern an, daß Horaz auf einer Seefahrt begriffen an der Stelle vorbeisegelte, wo jenes *κενοτάφιον* stand, weithin sichtbar, so ist es ganz begreiflich, daß dieser Anblick in dem Dichter, der sich in der beschaulichen Stimmung des Seereisenden befindet, Gedanken erweckt an das Leben und Schicksal jenes berühmten Mannes. Und dieser Gedanke erweitert sich zu der wehmütigen Erkenntnis, daß alles Große und Herrliche vergehen muß. Eine Verhöhnung oder Verspottung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele vermag ich so wenig wie andre aus den Versen 1—20 herauszuhören. Sollte denn Horaz aus der Tatsache, daß Archytas gestorben ist, haben schließen können oder wollen, daß mit dem Leibe auch seine Seele untergegangen sei? Was er sagen will, ist: wer tot ist, kehrt nicht wieder ins Leben zurück, vgl. Carm. II 3, 27 *sors . . . in aeternum exilium impositura cumbae* und II 14, 6 *illacrimabilis Pluto*, und Hom. Ψ 75, wo die Seele der Patroklos sagt: *οὐ γὰρ ἔτ' αὖτις νίσσομαι ἐξ Αἰδαο, ἐπὴν με πύρρος λελάχητε*. Und bei dem Pythagoräer Archytas auch an Pythagoras selber zu denken lag so nahe, nicht minder begreiflich ist es, daß er dabei auch an dessen Theorie von der Seelenwanderung dachte. Auch diese Ansicht sagt der Dichter, hat sich als irrig erwiesen; auch Pythagoras weilt im Orkus (*neque animus eius in aliud migrans corpus in vita permansit*, wie Regel sagt), und deshalb heißt es *calcanda semel via leti*: nur einmal treten wir den Weg des Todes, die Todesnacht erfährt keine Unterbrechung, *omnes una manet nox*²). Und daran schließt sich (v. 17) der Gedanke an: alle Menschen sind dem Tode verfallen, der Kriegsmann und der Seefahrer, der Greis und der Jüngling. Wenn zwischen Archytas und Pythagoras eingefügt werden Tantalus, Tithonus und Minos, so will damit Horaz den Gedanken ausdrücken, daß selbst die Gunst der Götter ihre Lieblinge nicht wieder ins Leben rufen kann.

Dies der Inhalt der Verse 1—20. Die beiden folgenden Verse *me quoque . . . undis* lassen wir einmal vorläufig außer Betracht und wenden uns dem zweiten Teil (v. 23—fin.) zu. Hier ist es ein neuer Gedanke, der gleichfalls durch den Anblick des Grabmals in der Seele des Beschauenden ausgelöst wird, der Gedanke an die gräßliche Art, in der Archytas ums Leben gekommen ist. Und das war ja bekanntlich für die Alten ein besonders schrecklicher Gedanke, daß jemand in den

¹) cf. Orelli im Excursus: *Nihil quidem antiqui memorant de naufragio, quo perierit (Archytas); sed potuit eius rei facere fidem vel scriptor aliquis nunc deperditus vel vetusta Tarentinorum fama.*

²) Nach Siebourg, Horaz und die Rhetorik, Neue Jahrb. 1910, I, S. 267 ff. haben wir, wie an vielen andern Stellen, auch hier ein Beispiel von der Einwirkung, welche die philosophisch-rhetorische Bildung der augusteischen Zeit auf Form und Inhalt der Horazischen Poesie gehabt hat.

Wellen des Meeres versinkt und der Leichnam auf seinem Grunde liegen bleibt, vgl. Properz IV 6 (7), v. 7 ff. Und was dem Archytas geschehen ist, kann auch ihm, dem seefahrenden, widerfahren, vgl. v. 31 ff. *fors et debita iura vicesque superbae te maneat ipsum*; so läßt auch Properz (IV 6 (7), 27) bei dem Anblick des sepulcrum des im Meere ertrunkenen Paetus in dem vorüberfahrenden Schiffer einen ähnlichen Gedanken entstehen; *et quotiens Paeti transibit nauta sepulcrum, dicat et audaci tu timor esse potes*. Darum gilt es, sich der Gunst und Huld der Götter Jupiter und Neptunus, (v. 29) versichern, wie auch Elpenors Seele den Odysseus warnt (λ 73): *μή τοι τι θεῶν μίμημα γένομαι*. Und wodurch kann sich der Mensch der Huld der Götter versichern? Dadurch, daß er frommen Herzens die Gebote der Götter hält. Und eines der vornehmsten göttlichen Gebote verlangte, daß jeder, der eine unbestattete Leiche sah, eine, wenn auch nur symbolische Bestattung vornahm, und so fühlt sich auch der Reisende an diese Verpflichtung gemahnt: hier unten auf dem Meeresgrund liegt die Leiche des Archytas; tue deine Pflicht *iniecto ter pulvere*, indem du dreimal eine Handvoll Sand hineinwirfst. Und ist es nicht durchaus passend, daß der Dichter diesen Gedanken, der sich in seinem Herzen regt, als eine Mahnung hinstellt, die ihm das Grabmal des Archytas zuruft? Es sind also die Verse des zweiten Teiles in Anführungszeichen zu setzen und als Worte, d. h. als vom Dichter gedachte, im Geiste von ihm gehörte Worte des Archytas aufzufassen. Daß wir an dieser Art von Komposition keinen Anstoß zu nehmen haben, zeigen uns die beiden zuerst besprochenen Gedichte. Und der Übergang von den Worten des Dichters wird deutlich durch die Worte *at tu* bezeichnet. Auf die Ähnlichkeit mit Goethes „Geistesgruß“ ist schon von andern hingewiesen worden; der auf dem Fluß an der Burgruine vorüberfahrende Dichter denkt dabei an den Recken, der auf ihr gewohnt hat, und läßt dessen Geist ihm, dem Menschen in dem Schifflein, einen Gruß zurufen. Und so wenig hier ein „Gespräch“ vorliegt, so wenig dort, sondern wir haben es beide Male mit einer (aber nicht, wie Gebhardi meint, gespenstischen) Vision zu tun, wenn man diesen Ausdruck auch da gebrauchen darf, wo man etwas in Geiste nicht „sieht“, sondern hört (*audire sibi videtur*, cf. Carm. III 4, 6). So ergibt sich ein schöner, natürlicher Zusammenhang der Gedanken in dem Horazischen Gedichte. Nur die beiden Unglücksverse *me quoque . . . undis* stören diesen Zusammenhang. Da aber sind sie. Also was ist zu machen? Ich meine, statt *me* ist *te* zu lesen¹⁾. Denn, wie schon gesagt, wenn die beiden Teile des Gedichtes in innerem Zusammenhange stehen sollen, muß man annehmen, daß man zu Horazens Zeit der Meinung war, daß Archytas im Meere ertrunken sei. Nun ist das aber mit keinem Worte angedeutet, erst durch *te* wird diese Hinweisung auf die Art des Todes geschaffen. An den allgemeinen Gedanken „kein Mensch entgeht dem Tode (v. 20)“ schließt sich ganz passend und zu dem Ausgangspunkte (v. 1 f.) zurückkehrend der Gedanke an: auch du hast in den Tod gehen müssen und zwar in einen schrecklichen Tod, die See hat dich verschlungen. Und hieran schließt sich wieder ungezwungen der Gedanke, daß dieser gräßliche Tod auch ihn, den Reisenden, treffen kann.

¹⁾ Wie oben erwähnt, nimmt auch Staedler diese Änderung vor, aber, wie man sieht, aus andern Erwägungen, als ich.

Was können wir von Baden-Powells Boy Scouts lernen?



Von

Oberlehrer **Dr. Georg Kopplow.**



Posen 1912

Ostdeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt A.-G.

Faint, illegible text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

Von allen Seiten, aus den Kreisen der Fachmänner wie der Laien, erhebt sich in unseren Tagen der Ruf nach tiefgreifenden Umgestaltungen unseres öffentlichen Erziehungswesens. Immer zahlreicher werden die Stimmen, die behaupten, daß in unseren Schulen, höheren und niederen, die eigentliche Erziehung neben der Schulung des Intellekts zu kurz komme, daß eine Reihe von seelischen Kräften, die für das Leben des Individuums sowie für das der Familie und des Staates von höchster Bedeutung sind, vernachlässigt oder gar systematisch niedergehalten und dem Moloch Ordnung und Gleichmäßigkeit zum Opfer gebracht werden. Es soll hier nicht untersucht werden, bis zu welchem Grade solche allbekannten Klagen berechtigt sind. Daß sie nicht ganz ohne Grund vorgebracht werden, muß auch der zugeben, der nicht für moderne pädagogische Schlagworte schwärmt, sondern nüchtern die Dinge ansieht, wie sie sind. Übrigens ist man ja nicht in Deutschland allein zu der Überzeugung gekommen, daß die traditionelle Schulerziehung reformbedürftig oder doch wenigstens ergänzungsbedürftig sei. In England z. B. werden genau dieselben Klagen laut und zwar in einer Schärfe, von der die lautesten Rufer im Streit bei uns noch lernen könnten. Es ist nun charakteristisch für den praktischen Sinn der Engländer, daß sie sich nicht lange bei unfruchtbaren Klagen aufgehalten haben. Als Realpolitiker wissen sie sehr wohl, daß individuelle Erziehung ein schönes Ideal ist, das in der Schule nur bei zwerghaft kleinen Klassen einige Aussicht auf Verwirklichung haben und daher sehr viel Geld kosten würde. Darum haben sie einstweilen eine Organisation geschaffen, die als Ergänzung der Schule einen beträchtlichen Teil der Aufgaben übernimmt, die jene zurzeit nicht leisten kann. Es ist dies die Jugendwehr der Boy Scouts. Bei uns in Deutschland ist sie wohl jedem Zeitungsleser dem Namen nach bekannt, aber über ihre Ziele und ihre Arbeitsweise bestehen bei den einen gar keine, bei den andern unrichtige Vorstellungen. Und doch ist dieser pädagogische Versuch wohl unserer genauen Beachtung wert. In den folgenden Zeilen soll daher versucht werden, ein Bild der großartigen Boy Scouts-Organisation zu entrollen und im Anschluß daran zu untersuchen, was darin auch für unsere deutschen Verhältnisse, besonders für unsere höheren Schulen, anwendbar wäre.

Wohl die meisten Leser werden sich auf die ruhmvolle Verteidigung von Mafeking im Burenkriege besinnen. Der Kommandant dieses ausgedehnten und schwer zu haltenden Platzes war der damalige Oberst, jetzige Generalleutnant Baden-Powell. Da die Zahl der Soldaten und erwachsenen Verteidiger gering war, gründete der Adjutant des Obersten eine Art Jugendwehr, die den Dienst der Befehlsübermittler und ähnliche Geschäfte wahrnahm, für welche Männer, die Gewehre

tragen konnten, zu kostbar waren. Die jugendlichen Ordonnanzen taten selbst im Granatfeuer wacker ihre Pflicht, und der Kommandant behielt sie in gutem Andenken, als er nach Beendigung des Krieges lorbeer gekrönt nach England zurückkehrte.

Hier verfolgte er mit größtem Interesse die Erörterungen des Parlaments und der Presse über die Mängel des englischen Heerwesens, die während des Krieges zu Tage getreten waren. Er hatte selbst erfahren, daß die Ausbildung der Armee nicht kriegsmäßig genug gewesen war, und wirkte nun an seinem Teile auf eine Besserung in dieser Richtung hin. Er erkannte aber sehr wohl, daß die Wurzel des Übels tiefer lag. Mit dem Auge des Kritikers beobachtete er das englische Volksleben und entdeckte da mancherlei, was ihn um die Zukunft seines Landes besorgt machte. Er bemerkte mit Unbehagen — ich folge hier dem Gedankengange einer seiner kleinen Schriften — die wachsende Zahl der Arbeitslosen in einem Lande, wo doch an Arbeit kein Mangel war, wie die riesige Zahl der Ausländer beweist, die als Kellner, Barbieri usw., vor allem aber als Matrosen der britischen Handelsmarine ihr Brot finden. Er schloß, daß es jenen Arbeitslosen wohl vielfach an der Lust oder Fähigkeit zum Broterwerb fehlen müsse — eines so schlimm wie das andere. Diese selben Leute aber sah er in Scharen bei den großen sportlichen Wettkämpfen herumstehen, in hysterischen Beifallsjubel ausbrechen und den letzten Penny verwetten. Ihm fiel die Ähnlichkeit mit dem brotlosen Pöbel Roms und mit seinen *circenses* auf die Seele, und die Befürchtung stieg in ihm auf, daß auch das stolze britische Reich schon am Anfange des Verfalls stehe. Derselbe Mangel an tüchtigem Staatsbürgertum hier wie dort. Hier wie dort dasselbe begierige Auffangen der Phrasen des ersten besten Demagogen. Hier wie dort der lärmende Anspruch auf die vollen staatsbürgerlichen Rechte gepaart mit wachsender Unlust gegenüber den staatsbürgerlichen Pflichten, vor allem der Militärpflicht. Er glaubte die Schuld an dieser beginnenden Degeneration des Volkes darin suchen zu müssen, daß nach vollendeter Schulpflicht die Jugend zu sehr sich selbst überlassen sei, während sie doch gerade in dieser Zeit der Erziehung besonders bedürfe. Schon die Schule fülle die Jungen nur mit einem gewissen Maße von Buchwissen und kümmere sich nicht genug um die Charakterbildung. Später dann, gerade in den Jahren, die für die einzuschlagende Richtung entscheidend seien, fehle es vollständig an einer geeigneten Führung. Hier müsse man einsetzen, wenn man der drohenden Gefahr begegnen wolle.

Da kam die Zeit des „Seestern“ und der anderen Invasionsromane. Was die ernsten Worte erfahrener Politiker und Heerführer bisher nicht vermocht hatten, das erreichten diese Erzeugnisse einer wuchernden Phantasie. Auch die ungebildeten Schichten des englischen Volkes wurden von dem Bewußtsein ergriffen, daß man sich nicht länger im Gefühle der Sicherheit wiegen dürfe, daß die Fragen der Landesverteidigung mehr als alle anderen des Interesses aller Bürger wert seien. Baden-Powell schmiedete das Eisen, solange es heiß war. Im Sommer 1907 versammelte er in einem Lager auf der Insel Brownsea bei Portsmouth etwa 30 Jungen um sich, mit denen er allerlei für den Soldaten, Jäger und Reisenden nützliche Übungen anstellte. Dieses Lagerleben brachte nicht nur den Knaben, sondern vor allem ihm

selbst reiche Anregung. Er veröffentlichte bald darauf ein kleines Hilfsbuch für den Kundschafterdienst (*Aids to Scouting*). Es war zunächst als Leitfaden für den militärischen Unterricht gedacht, aber es wurde auch vom Laienpublikum gekauft, und in einigen Knabenverbindungen begann man danach zu üben. Das ermutigte den Verfasser, eine erweiterte und veränderte Auflage herauszugeben, die geradezu für Knaben bestimmt war. Es ist dies das schnell berühmt gewordene „Kundschafterbuch für Knaben“ (*Scouting for Boys*), von dem in den meisten Ländern des Kontinents Übersetzungen erschienen sind.

Das Buch ist vor allem für die Instrukturen der Jungen bestimmt, aber es ist so fesselnd geschrieben, daß es auch von diesen selbst eifrig gelesen wird. Ein klares Bild von dem Inhalt zu geben ist äußerst schwierig. Wenn man sein buntes Allerlei zergliedert und in ein Schema bringt, so treibt man dem Buche die lebendige Seele aus. Genug, der General gibt darin Anleitungen zum Spurenlesen, zur Orientierung im Gelände, zur Herstellung von allerhand Lagergerät usw., er unterweist den Leser in den Elementen der Gesundheitslehre und in der ersten Hilfe bei Unglücksfällen, aber wertvoller als alles dies ist der Geist, der aus dem Buche spricht. In eingestreuten Erzählungen (*Camp Fire Yarns*) führt der Verfasser seiner jugendlichen Gemeinde erhebende Beispiele von Heldenmut, Entsagung, Vaterlandsliebe und echtem Christentum vor Augen, denen nachzueifern er sie eindringlich auffordert. Es ist eine Art neuen Ritterordens, den er unter der Jugend begründen möchte, mit einem Ehrenkodex ähnlich dem der alten Ritter und dem Buschido der Japaner. Er nennt diese neuen Ritter Scouts, auf deutsch Kundschafter oder besser Pfadfinder. Denn neben den Kriegsscouts, die den Truppen vorangehen, um Kundschaft über das Land und das Heer der Feinde zu bringen, gibt es auch Friedensscouts, die als Ansiedler, Forschungsreisende oder Missionare in unbekannte Gebiete vordringen und sie der Zivilisation erschließen. Aber auch der hat ein Anrecht auf den Ehrennamen eines Scouts, der daheim das Seinige tut im Kampfe gegen Krankheit, Schlechtigkeit oder Aberglauben, kurz jeder, der Licht verbreitet, wo vorher Dunkelheit war.

Wer dieser idealen Gemeinschaft angehören will, hat ihre Gesetze zu beachten, deren erstes lautet: „Auf eines Scouts Ehrenwort kann man sich verlassen. Bricht er sein Ehrenwort, so gehört er nicht länger der Gemeinschaft an.“ Von den anderen Gesetzen seien hier herausgegriffen: „Ein Scout ist der Freund aller Menschen und der Bruder eines jeden anderen Scouts, welcher Klasse der Gesellschaft der andere auch angehören mag. Ein Scout darf also niemals ein Snob sein. — Ein Scout ist ein Beschützer der Tiere. — Ein Scout muß dem Anführer seiner Patrouille oder seines Trupps ohne Widerrede gehorchen; wenn er den Befehl ausgeführt hat, kann er kommen und seine Gründe dagegen anführen; aber erst gehorchen; das ist Disziplin. — Ein Scout lächelt und pfeift ein Liedchen selbst unter den größten Widerwärtigkeiten. — Ein Scout spart jeden Groschen, den er sparen kann.“ Als Motto stellt der General für seine Jungen das kurze Wort auf: „Sei bereit.“

So wächst also in seinen Händen das Werk aus der Sphäre des speziell Militärischen in eine viel höhere und weitere hinein. Er stellt sich als höchstes Ziel Erziehung zur wahren Humanität.

Im Januar des Jahres 1908 erschien der erste Teil des Buches, und bald bildeten sich an verschiedenen Orten Trupps, die nach den darin enthaltenen Anleitungen Kundschafterdienst übten. Baden-Powell hatte darauf gerechnet, daß die bestehenden, meist von der Geistlichkeit geleiteten Jugendvereine seine Ideen aufgreifen würden. Das geschah auch. Freilich schüttelten einige der Überfrommen, an denen England ja so reich ist, den Kopf über das gottlose indianische Gebahren der jungen Scouts, die sich nicht scheuten, übermütige Kriegstänze um ihr Lagerfeuer aufzuführen, und noch dazu am Sonntag, der nach alter puritanischer Ansicht nur zum Psalmensingen und zum Nachdenken über die Sündhaftigkeit der Menschen (besonders der anderen) bestimmt ist. Die Geistlichen jedoch, die wirklich Fühlung hatten mit ihren jugendlichen Schutzbefohlenen, nahmen die Anregungen mit Eifer auf. Indessen die Bewegung zog noch weitere Bahnen. Auch unabhängig von solchen Organisationen bildeten tatkräftige Jungen an den verschiedensten Orten Patrouillen unter selbstgewählten Führern. Im April 1908 bestanden deren so viele, daß der General für sie eine eigene Zeitschrift, „Der Scout“, begründete. Sie enthält Erzählungen mit gut verhüllter moralisierender Tendenz, Belehrungen über allerhand praktische Dinge und Nachrichten aus dem Leben der einzelnen Trupps.

Diese Zeitschrift war bald bei allen Zeitungshändlern zu haben und wurde viel gekauft. Natürlich gab sie der Bewegung einen neuen Anstoß. Sechs Monate nach ihrem Erscheinen zählte man in Großbritannien schon etwa 80 000 Scouts.

Solch wildes Emporwuchern konnte der Bewegung aber Gefahr bringen. Wie leicht konnten ungeeignete Leute sich zu Instruktoren aufwerfen und die ganze Sache in Mißkredit bringen! So sah sich der General genötigt, eine großzügige Organisation ins Auge zu fassen. Die Gliederung der neuen Jugendwehr selbst stand für ihn schon seit dem Lager auf Brownsea-Island fest. Da die Jungen soviel als möglich sich selbst überlassen sein sollten, um eigene Erfahrungen zu sammeln, setzte er als kleinste Einheit die Patrouille von 6—8 Scouts an unter einem Patrouillenführer, der nicht viel älter zu sein braucht als seine Untergebenen. Dieses kleine Häuflein soll gute Freundschaft halten, Gedanken und Beobachtungen austauschen und im Lager eine besondere Zeltgemeinschaft bilden. Zur Ausbildung in dem, was der General *scout-craft* nennt, würde diese kleine Gruppe, wenn sie aus geweckten Jungen besteht, wohl genügen, nicht aber zur Ausbildung der ethischen Kräfte, die ja die Hauptsache sein soll; da ist der Einfluß der Erwachsenen unerläßlich. Daher bilden 3 oder mehr Patrouillen einen Trupp unter einem Scoutmeister, der nicht weniger als 20 Jahre alt sein darf. Von der Persönlichkeit dieses Scoutmeisters hängt das Gelingen des ganzen Werkes ab. Es muß daher verhindert werden, daß irgendwelche hergelaufenen Gesellen sich dieses Amt anmaßen und eine Schar Jungen an sich locken, die sie dann möglicherweise an Leib und Seele verderben. Deshalb wirkte der General darauf hin, daß sich überall, wo die Bewegung Fuß faßte, alsbald Vereine von Erwachsenen bildeten, die sich die Überwachung der Trupps und Patrouillen zur Aufgabe machten. (Vergl. Eltern- und Freundesrat unseres „Wandervogel“.) Diese *Boy Scout Associations* wählen die Scoutmeister aus

und schlagen sie dem Hauptquartier zur Ernennung vor; ebenso fällt ihnen die Registrierung aller Scouts ihres Bezirkes zu, sowie die Verwaltung der für deren Ausbildung etwa von Wohltätern gestifteten Geldmittel. Für die Erwachsenen, die im Dienste der Sache tätig sind, besteht eine besondere Zeitschrift, die *Headquarters Gazette*, deren Hauptzweck es ist, den Scoutmeistern, die nicht selbst über ausreichende Erfahrung verfügen, Anleitungen zu ihrer außerordentlich schwierigen Lehrarbeit zu geben.

Die Zentrale für alle diese lokalen Verbände ist das Hauptquartier in London. Zunächst bestand dieses nur aus dem General und einem anderen Herrn, der ihm Hilfe leistete. Aber mit der Zahl der Scouts wuchsen auch unaufhörlich die Anforderungen an diese Zentrale. Jetzt arbeiten in dem Hauptquartier, das in der Viktoria-Street mehr als zwölf Zimmer inne hat, 20—30 Herren, von denen ein großer Teil fest besoldet werden muß. Bei der angeborenen Abneigung des Engländers gegen alles Autokratische und rein Bürokratische hat der General dann zur Unterstützung und Überwachung dieses Hauptquartiers einen Verwaltungsrat von gebildeten Laien um sich geschart, in den eine Reihe der hervorragendsten Männer Englands eingetreten ist, u. a. Lord Roberts, der Erzbischof von Canterbury, und Viscount Esher.

Grundsatz des Hauptquartiers ist es, den lokalen Vereinigungen so viel Spielraum wie möglich zu lassen. Immerhin hält man aber eine gewisse Einheitlichkeit in manchen Dingen für nützlich. Bei der riesigen Ausdehnung, die die Bewegung gewonnen hat — auch in den Kolonien sind zahlreiche Trupps gegründet worden — kann das Hauptquartier allein die nötige Verbindung nicht immer herstellen. Daher hält es in jeder Grafschaft einen Kommissar, der als Sachverständiger neben den Associationen steht, bei Ernennungen von Scoutmeistern ebenfalls befragt werden muß, und der durch gelegentliche Inspektionen sich ein Bild von der Arbeit der einzelnen Trupps machen soll. Patrouillenführer, Scoutmeister, Kommissare und der „Oberste Scout“ bilden so eine Art militärischer Hierarchie, neben der das Laienelement in den lokalen Associationen und dem Verwaltungsrat vertreten ist.

Bei der Leichtigkeit, mit der man in dem wohlhabenden England an die Anschaffung von esonderen Kostümen für alle Arten des Sports herangeht, hat sich auch schnell eine Art Felduniform für die Scouts eingebürgert: breitrandiger Filzhut, graugrünes Hemd, kurze Hosen von derselben Farbe, Gamaschen oder lange Strümpfe und derbe Schuhe. Ein lose umgeschlagenes Halstuch in der Farbe des Trupps, Brotbeutel, Kochgeschirr mit Feldflasche, gerollter Umhang und ein etwa 4 Fuß langer kräftiger Stock vervollständigen die Ausrüstung. Jede Patrouille hat als Wahrzeichen ein Tierbild, das der Führer auf einem kleinen Fähnchen an seinem Stocke trägt. Für besondere Leistungen als Flaggenwinker, Reiter, Radfahrer, Koch, Musiker, auch als Gärtner, Dolmetscher, Elektrotechniker, Zimmermann usw. werden besondere Ärmelzeichen verliehen, so daß fast jede menschliche Tätigkeit, die mit Eifer und Ausdauer betrieben wird, ihren Ansporn findet.

Es würde zu weit führen, die weitere Ausdehnung der Bewegung auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Gegenwärtig ist sie ins Riesenhafte angewachsen. Schon im Sommer 1909 zog der „Oberste Scout,“ der

inzwischen durch den Ritterschlag für sein bedeutsames Werk belohnt worden ist, aus den Londoner Gemeinden an einem Tage 14 000 Scouts in dem Parke des Cristall-Palastes zu einer Parade zusammen. Die Gesamtzahl hat 300 000 längst überschritten. Nicht allein in den britischen Kolonien hat die Bewegung festen Fuß gefaßt, sondern auch auf dem europäischen Kontinent. Am eifrigsten scheint man in Rußland die Ideen Baden-Powells aufgegriffen zu haben, aber auch in Deutschland ist ein Versuch zu einer ähnlichen Organisation in dem „Verein für Jugendsport in Feld und Wald“ gemacht. Auch das Handbuch des englischen Generals ist in veränderter Form als „Pfadfinderbuch“ in deutscher Sprache erschienen. (Verlag der ärztlichen Rundschau, München.)

Zur Veranschaulichung des Lebens in dieser englischen Jugendwehr greife ich aus der Verbandszeitschrift „Der Scout“ vom 19. Februar 1910 einige Nachrichten heraus. In Catford versammelten sich die Trupps aus dem Südosten Londons um den „Obersten Scout“. Bei der Gelegenheit überreichte eine Frau Dixson aus Sydney eine Flagge im Auftrage der Scouts jener australischen Stadt, deren Eltern aus dem Südosten Londons stammten. In Dulwich, einem anderen der Londoner Boroughs, gaben die Boy Scouts ein Konzert, von dessen Ertrag sie einen Transportwagen zu beschaffen gedachten. In Chiswick veranstaltete der dortige St. Philipps-Trupp unter seinen einzelnen Patrouillen einen Wettbewerb im Signalisieren und in Hilfeleistung bei Unglücksfällen. In Bristol taten die Scouts bei einer Puppen-Ausstellung Dienst als Führer und als Absperrungsmannschaften. In Lancashire übten sich die Jungen im Kartenaufnehmen und Nivellieren, an anderen Orten in Feuerwehrarbeiten usw.

In einzelnen Trupps hat jeder Wochentag seine besondere Arbeit. Ein solches Wochenprogramm mag hier folgen: Montag Vortrag des Scoutmeisters, Dienstag und Freitag Leibesübungen, Mittwoch Spaziergang durch den Park (deren gibt es ja in London eine große Zahl) mit Übungen im Beobachten der Natur, Donnerstag Spielabend, Sonnabend nachmittag Ausmarsch ins Gelände, wenn möglich Zeltlager während der Nacht, Sonntag evtl. Fortsetzung der Übungen mehr militärischen Charakters und Rückmarsch.

Ein in den englischen Zeitungen viel besprochener Vorfall zeigt, daß nicht allein der einzelne Knabe, sondern auch die Allgemeinheit von den Übungen der Scouts unmittelbaren Vorteil haben kann. Irgendwo in England entgleiste ein Eisenbahnzug und begrub eine Anzahl von Unglücklichen unter seinen Trümmern. Zufällig übte eine Abteilung Scouts in der Nähe. Diese eilten herbei und machten sich mit Umsicht und Geschick an die Bergung der Verunglückten. Als der Hilfszug von der nächsten großen Station kam, fanden die Rettungsmannschaften schon ein gut Stück wertvoller Arbeit getan. Nichts hat so zur Popularität der Scouts beigetragen, nichts so sehr die Überzeugung von dem ernstesten Untergrunde dieses Spiels verbreitet wie diese Ruhmestat.

Der kritische Beurteiler dieser Institution wird, wenigstens wenn er ein Deutscher ist, finden, daß durch die Verleihung von Abzeichen für besondere Leistungen und überhaupt durch die Uniformierung der Sinn der Jugend zu sehr auf Äußerlichkeiten gelenkt,

vielleicht auch, daß durch den häufigen Wettbewerb in den verschiedenen Dienstzweigen dieser Jugendwehr der Ehrgeiz zu krankhafter Höhe angestachelt werde. Indessen dies sind Mängel, die sich bei einer Übertragung des Systems nach Deutschland sehr wohl vermeiden ließen, und die auch ohnehin seine mannigfachen Vorzüge nicht aufwiegen können. Wenn man diese letzteren im einzelnen festzustellen sucht, so fällt natürlich am leichtesten ins Auge die Förderung der Wehrhaftigkeit des Volkes. Selbst wenn man sich ganz und gar auf den Standpunkt des preußischen Kriegsministers stellt, der von den Jugendwehren, wie sie jetzt an manchen Orten Preußens bestehen, nichts wissen will, da sie durch vorzeitige und unvollkommene Übungen im Schießen und Exerzieren den künftigen Heerespflichtigen allerhand Fehler angewöhnen und sie zum Besserwissen erziehen, so wird man doch anerkennen müssen, daß die Art der Vorbildung, wie sie die Boy Scouts erhalten, ein großer Segen für unseren Heeresersatz wäre. Denn es sind ja nicht spezifisch militärische Künste, die dort getrieben werden, sondern eine allgemeine Übung der Muskeln, der Sinne und des Verstandes, eine Erziehung zur Findigkeit und zur Initiative, vor allem aber zur freiwilligen Disziplin. Wie sehnlich, aber auch wie vergebens wünschen sich unsere Offiziere Unterführer mit praktischem Blick, mit Tatendrang und Verantwortungsfreudigkeit! Und wie schmerzlich werden diese Eigenschaften besonders bei den Einjährigen und künftigen Reserveoffizieren vermißt, deren Sinne durch vieles Lesen und Stubenhocken stumpf geworden und deren Geist durch Beschäftigung mit abstrakten Dingen jene schnell zugreifende Entschlußkraft verloren hat, die den echten Soldaten ausmacht. Sicherlich würde eine Vorbildung nach Art der Boy Scouts hier manches bessern können.

Indessen wir haben oben gesehen, daß der Begründer jener Institution trotz seiner Zugehörigkeit zur Armee nicht von einseitig militärischen Wünschen und Hoffnungen geleitet wird, daß er vielmehr eine Auffrischung des allgemein staatsbürgerlichen Sinnes von ihr erwartet. Und diese Erwartung dürfte ihn nicht täuschen, wenn die Bewegung auch weiterhin von ernsten und klugen Männern geleitet wird und sich nicht in Äußerlichkeiten verliert. Ist doch so ein Scouttrupp eine Art kleinen Staatswesens, in dem es eine Fülle von Ämtern und Kommandostellen zu verwalten gibt. Diese geben den Jungen Raum zur Entfaltung staatsbürgerlicher Tugenden, denn mit jedem ist Arbeit zum Wohle der Allgemeinheit sowie ein gewisses Maß von Verantwortung verbunden. In der Schule, wenigstens der deutschen, gibt es nur zwei Kasten, eine befehlende und eine gehorchende, und wie die Dinge liegen, wird das auch wohl noch einige Zeit so bleiben. In einer Jugendwehr nach Art der Boy Scouts dagegen hat fast jeder Gehorchende die Möglichkeit, sich auch einmal im Befehlen zu versuchen und so das, was man Disziplin nennt, von der anderen Seite her anzuschauen. Aus wie manchem widerspenstigen Saulus wird da ein Paulus werden! Die tief innerliche Überzeugung von der Notwendigkeit der Disziplin und Rangabstufung tut aber unserem mit 3 Millionen Sozialdemokraten belasteten Volke besonders not. Denn auch wir werden ja schließlich den Weg zur Demokratisierung unseres Staatslebens gehen müssen, den sogar England vor uns gegangen ist. Sorgen wir daher

beizeiten dafür, daß die Herrschaft nicht einer einsichtslosen, von dunklen Trieben geleiteten Masse in die Hand fällt, sondern einem Volke, das geistig, und vor allem sittlich, dieser großen Aufgabe gewachsen ist. Alles, was zu dieser Art von Volkserziehung beitragen kann, sollte uns willkommen sein.

Aber selbst wenn wir so große Gesichtspunkte außer acht lassen, müssen wir wenigstens den Nutzen solcher Übungen für die Erziehung des einzelnen anerkennen. Den Jungen wird durch sie eine Menge praktischen Wissens und Könnens beigebracht, und zwar nicht durch Einpauken, sondern durch eigene Erfahrung, worauf ja seit Rousseau alle Schulreformer mit Recht so großes Gewicht legen. Wer bei Lagerübungen selbst Feuer gemacht und gekocht, mancherlei Lagergerät mit den einfachsten Hilfsmitteln hergestellt hat, wer gelernt hat, ein gebrochenes Bein zu schienen und eine verletzte Ader abzubinden, der wird auch sonst in schwierigen Lebenslagen nicht so ratlos sein wie jemand, der die Welt nur aus Büchern kennt. Gerade uns Deutschen wirft man ja im Auslande vor, daß wir nur gut als Spezialisten seien, daß es uns aber an Anpassungsfähigkeit und Elastizität des Geistes fehle.

Übrigens findet man vieles von dem, was das Übungsprogramm der Boy Scouts ausmacht, bereits in dem Anhang wieder, der dem kürzlich erschienenen Ministerialerlaß betreffend Jugendpflege beigegeben ist. Es fragt sich nun, ob das, was dort für die ehemaligen Volksschüler empfohlen wird, auch für die Schüler unserer höheren Lehranstalten als passend erachtet werden kann. Man könnte ja einwenden, daß die Zeit unseres Normal-Gymnasiasten schon derart durch Unterricht und häusliche Vorbereitung in Anspruch genommen ist, daß der verbleibende Rest nicht besser angewandt werden kann, als daß man den Vielgeplagten ganz sich selbst überläßt, damit er seinen eigensten Neigungen entsprechende Beschäftigung suche. Gewiß trifft das für manchen geweckten Jungen zu; aber wer reichliche Gelegenheit gehabt hat, Schüler in ihrer Freizeit zu beobachten, der weiß, daß recht viele von ihnen mit dieser garnichts anzufangen wissen. Eigentlich sollte ein Knabe garnicht imstande sein, sich zu langweilen, und doch geschieht dies gar zu oft. Solchen meistens phantasiearmen Kindern muß eben eine gewisse Anregung gegeben werden. Diese Anregung muß mannigfaltiger Art sein, damit jeder schließlich eine Beschäftigung findet, in der er es zu einer gewissen Vollkommenheit bringen kann, denn erst diese gewährt Befriedigung und erweckt ein begründetes und daher gesundes Selbstbewußtsein. Wie reichhaltig man das Arbeitsprogramm einer solchen Jugendwehr gestalten kann, zeigt das Beispiel der Boy Scouts. Die Möglichkeiten sind tatsächlich fast unbegrenzt, besonders wenn man an dem Grundsatz festhält, daß möglichst alles, was die Gemeinschaft braucht, von ihren Mitgliedern selbst hergestellt wird. Es sei mir gestattet, hier den Entwurf für ein Jahresprogramm folgen zu lassen, der unter Berücksichtigung eigener Erfahrungen aufgestellt ist, der aber natürlich keinen Anspruch auf Vorbildlichkeit macht.

In den Osterferien oder unmittelbar danach wählt der leitende Lehrer sich eine Anzahl Obertertianer oder Untersekundaner, von denen er sich einen günstigen Einfluß auf ihre jüngeren Kameraden verspricht, als Gruppenführer aus, ebenso 2 Primaner als Abteilungsführer. Auf

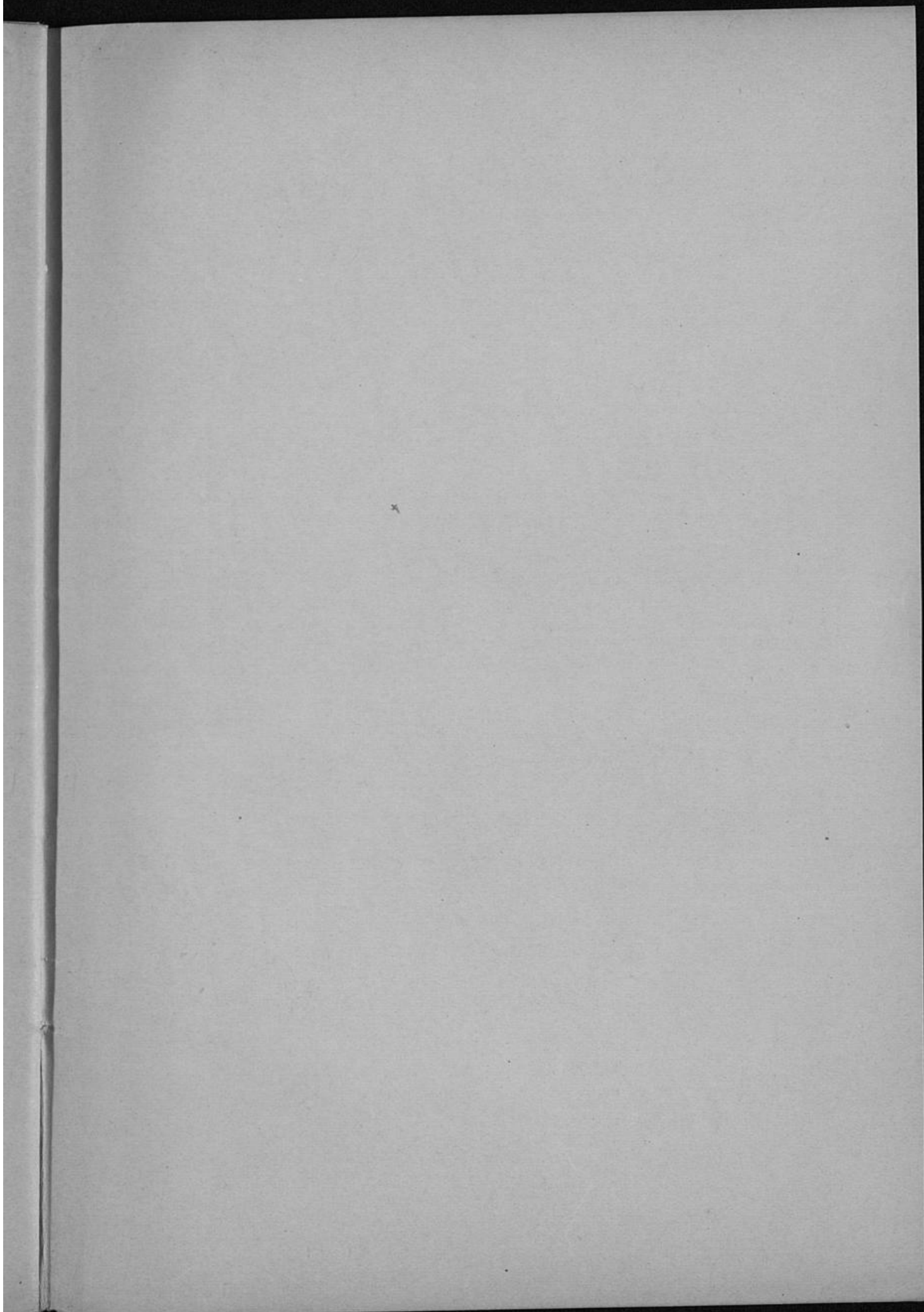
10—12 Ausflügen unterweist er sie in mancherlei Gesundheitsregeln, die bei Märschen zu beachten sind, im Beurteilen und Ausnützen des Geländes, im Entfernungsschätzen, im Patrouillengehen und Postenstehen, im Abfassen und in der Wiedergabe von Meldungen, wobei er sie immer auf die Methode hinweist, nach der man diese Künste auch anderen am besten beibringen kann. Er gibt ihnen Ratschläge für ihr Verhalten gegenüber ihren künftigen Untergebenen und übt sie im Abgeben einiger Kommandos, damit es ihnen später vor ihrer Gruppe an der nötigen Sicherheit des Auftretens nicht fehle. Auch das Pfadfinderbuch oder ähnliche Schriften lasse er sie lesen und sich Auszüge daraus machen. Diesen so vorgebildeten Jungen übergibt er dann Gruppen von 6—8 Tertianern oder Quartanern; bei der Verteilung läßt er soviel als möglich freie Wahl zu. Mehrere Wochen überläßt er die Auszubildenden den Gruppenführern fast ganz und greift nur mit Ratschlägen ein, wenn er erkennt, daß sie auf falschem Wege sind. Von Zeit zu Zeit zieht er die Gruppen zusammen, um mit ihnen gemeinsam Spiele und Wettkämpfe anzustellen oder ihnen ein „Garn zu spinnen“ über nachahmenswerte Beispiele von Soldaten- und Bürgertugend. Alle 3 Wochen gibt er den Jungen Gelegenheit, in einem größeren Kriegsspiel das Gelernte zu bewähren. Diejenigen, die sich dabei als besonders geschickt erweisen, ernennt er zu Patrouillenführern. Mit diesen Übungen wird das erste Vierteljahr reichlich ausgefüllt, denn mehr als 1—2 Nachmittage in der Woche wird man nicht in Anspruch nehmen können. Vor Beginn der großen Ferien kündigt der Leiter an, daß er bei Schulbeginn eine Prüfung im Schwimmen abnehmen und aus den besten Schwimmern eine Wasserabteilung bilden werde. Das wird manch einen veranlassen, während der Ferien Schwimmunterricht zu nehmen. Haben sich genügend Teilnehmer gefunden, so wird das nötige Bootsmaterial von den Jungen selbst hergestellt, eine Arbeit, die so einfach ist, daß man davor nicht zurückzuschrecken braucht. Wer dabei nicht Verwendung findet, wird mit andern Arbeiten beschäftigt, die mit geringen Hilfsmitteln zu bewältigen sind, z. B. Bau von Behilfskrankenträgen, Schutzhütten, Kochgräben usw., auch werden Koch- und Samariterübungen abgehalten. Am Sedantage findet eine kombinierte Übung zu Wasser und zu Lande statt, bei der gezeigt wird, was man während des Sommers gelernt hat.

Im Winter lassen sich Übungen im Freien, so wünschenswert sie gerade in dieser Zeit der Versetzungsangst wären, nur schwer durchführen. Immerhin wird man auch in diesem Halbjahr nicht auf jede Betätigung verzichten.

Viele Jungen werden gern noch eine vierte, freiwillige Turnstunde wöchentlich mitnehmen, etwa als Hospitanten bei dem an der Schule bestehenden Turnverein. Andere werden sich vielleicht in einem Handfertigkeitskursus zusammenfinden, wieder andere, besonders die künftigen Gruppenführer, in einem planmäßig mit Hilfe eines Arztes durchgeführten Samariterkursus. Als allgemeine Veranstaltungen kämen vielleicht Lichtbildervorträge oder Rezitationen in Betracht. Wie im Sommer der Sedantag, so wird im Winter Kaisers Geburtstag zu einem Feste ausgestaltet, das durch ein selbstgedichtetes Theaterstück auf selbstgezimmerter Bühne seine besondere Weihe erhält.

Bei allen diesen Veranstaltungen hat der Lehrer, der beim Unterricht den Schülern gar zu oft als Gegner gegenübertritt, reichliche Gelegenheit, ihnen als Berater und Helfer zur Seite zu stehen, wodurch seine erzieherische Einwirkung auf sie eine viel mannigfaltigere wird. Aber wichtiger noch ist vielleicht die gegenseitige Erziehung der Schüler, die durch die mancherlei gemeinschaftlichen Arbeiten und Spiele außerordentlich unterstützt wird. Die hohe Bedeutung gerade dieser Erziehung ist ja von englischen Pädagogen schon seit langer Zeit anerkannt und wird in den berühmten *public schools* von alters her bewußt gefördert. Versuche nach dieser Richtung, die man in Deutschland anstellt, scheitern vielfach daran, daß der deutsche Schüler zu sehr gewöhnt ist, in jedem Augenblick von seinem Lehrer selbst überwacht zu werden. Wenn nun etwas dazu angetan wäre, in dieser leidigen Gewohnheit eine Änderung herbeizuführen, so wäre es sicherlich die Jugendwehr mit ihrer ausgeprägten Rangabstufung.

Gegenüber solcher günstigen Beurteilung der Jugendwehren nach Art der Boy Scouts wird man sich freilich die Befürchtung nicht verhehlen können, daß die bei vielen Schülern bestehende Abneigung gegen die Schule noch vermehrt werden könnte, wenn ihnen alle die geschilderten Herrlichkeiten außerhalb der Schule geboten werden. Diese Gefahr wäre nur dadurch zu beschwören, daß Schule und Jugendwehr in möglichst enge Verbindung miteinander gebracht würden. Nur wer sich im Unterricht nach Kräften bemüht, dürfte zugelassen werden; desgleichen müßte von Ehrenämtern und Kommandostellen suspendiert werden, wer sich in der Klasse in seinem Betragen ernstliche Verfehlungen hat zu Schulden kommen lassen. Andererseits könnte fleißigen, aber unbegabten Jungen durch Beförderung in der Jugendwehr wirksamer Trost in ihrem sonst recht düsteren Schülerdasein zu Teil werden. Zu solchem engen Zusammenwirken würde aber auch gehören, daß die Lehrer, besonders die in den mittleren Klassen unterrichtenden, sich an der Arbeit der Jugendwehr beteiligen, oder sonst deutlich ihr Interesse an der Sache dartun. Die eigentliche Leitung wird ja freilich nur einer in Händen haben können. Aber gelegentlich wird einmal einer von den jüngeren Herren bei einem Kriegsspiel die Führung einer Partei, oder das Kommando über die „Flotte“ übernehmen können. Auch für die älteren Herren fände sich wohl manche Gelegenheit, ihr tätiges Interesse zu bezeigen. Der Botaniker könnte die Jungen in Wald und Feld begleiten und ihre Beobachtungsfähigkeit schärfen helfen, der Gesanglehrer könnte sich um die Marschlieder kümmern, der Geschichtslehrer könnte die Führung bei Ausflügen nach historisch bedeutsamen Stätten übernehmen oder im Winter einmal einen Vortrag halten, der Deutschlehrer könnte die Aufführungen bei der Kaisergeburtstagsfeier leiten u. s. f. Wenn das alles ohne schulmeisterlichen Übereifer geschieht, so wird es sicherlich von den Jungen dankbar anerkannt werden und auf das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern günstig einwirken. Wo dies aber erreicht wird, da wird in die Schule ein gut Teil mehr Freudigkeit einkehren, und „die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden“.



TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

R	G	B	W	G	K	C	Y	M
○	○	○	○	○	●	○	○	○

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

